Sonderausgabe

Folge **58-S** • 32. Jahrgang • Juli 2019 • ISSN 1611 - 5570

Köslin Kurier

Heimatkreis Köslin / Pommern

Am Markt von Köslin



Mit dankerfüllter Würdigung des
bedeutendsten Förderers dieser Stadt in Pommern:
Friedrich Wilhelm I., König in Preußen

Mein Köslin

Gleich einem Kleinod anmutreich in deiner Wälder Grün,
wie liegst du da, gebettet weich, mein freundliches Köslin.
Winkst jedem Wand'rer gastlich zu von deines Gollen Rand,
du waldumrauschte Perle du in unserm Pommernland.

Im Waldversteck auf stiller Flur einst deine Wiege stand.
Du warst ein kleines Dörfchen nur, das Kossalitz genannt.
Und langsam wuchst du weiter fort in regem Schaffenssinn
zum kleinen wohlgeschäft'gen Ort, zum Städtchen Kussalin.

Du hast erlebt so mancherlei in wüster Zeiten Lauf.
Du stiegst, ein Phönix, stets aufs Neu aus Schutt und Asche auf.
Dein Wächter wird der Gollen sein. Er schirmt dich treu und gut.
Und ferne wiegt zur Ruh' dich ein der Ostsee blaue Flut.

Franz Bechert
6. Januar 1846 bis 9. Mai 1911



Am Markt von Köslin

Mit dankerfüllter Würdigung des
bedeutendsten Förderers dieser Stadt in Pommern:
Friedrich Wilhelm I., König in Preußen

Zuerst in Archiven entdeckt,
dann durch Kösliner ergänzt,
von Detlef Schwenkler notiert.

2019

„Wie freundlich lädt der helle Platz uns ein“:
Am Markt von Köslin

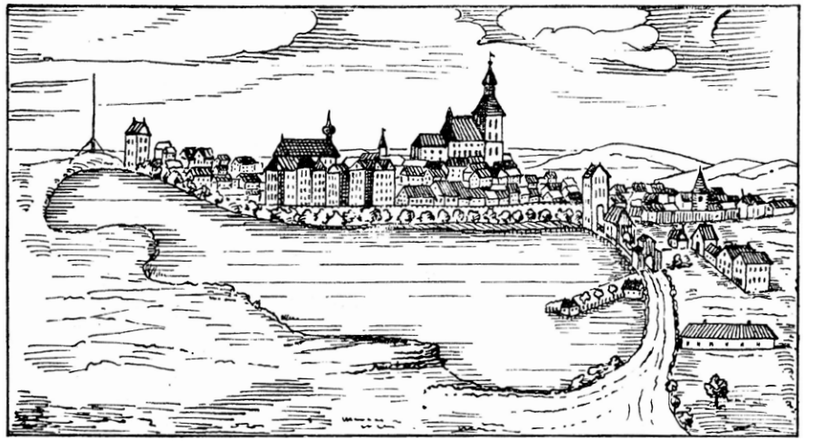
Welcher Kösliner kann sich wohl nicht an dieses bunte Gemisch aus Farben, Lärm und Gerüchen erinnern, das an Wochenmarkttagen über diesem Platz schwebte und dem sich kaum jemand entziehen konnte. Dabei hat sich auf dem Kösliner Marktplatz, dem zweitgrößten im Deutschen Reich nach jenem in der holsteinischen Stadt Heide, doch so vieles mehr ereignet. Zahlreiche Großbrände mit verheerender Zerstörungskraft wüteten im Lauf der Jahrhunderte dort, und fast in der gesamten Stadt gab es bedeutungsvolle geschichtsträchtige Begegnungen. Sogar weilte wiederholt königlich-preußische Prominenz dort, schließlich hieß das wichtigste Hotel „Zum Kronprinz“. Aber die traditionellen Treffen an der Persil-Uhr oder „beim Kurfürsten“ in späterer Zeit erschienen den braven Bürgern ebenfalls ungeheuer wichtig – auch wenn das Denkmal in der Mitte des Platzes gar nicht Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg gewidmet war, wie zu lesen sein wird.
Wo fängt man aber über den Markt mit seinen Straßen zu berichten an, hatte er doch eine annähernd quadratische Form?

Beginnen wir mit seiner geschichtlichen Entwicklung. Nach den Aussagen alter Chronisten haben sich die ersten deutschen Siedler gegen Ende des 12. Jahrhunderts nahe der späteren Gerberstraße niedergelassen. Das Land kam unter die Herrschaft des bischöflichen Stuhles von Cammin, und die ehemalige Kolonistensiedlung wurde mit der Urkunde vom 23. Mai 1266 zur deutschen Stadt erhoben. Diese lag geografisch günstig auf einer Anhöhe, fast ganz von Wasser oder Sumpf umgeben. Außer dem in Resten heute noch vorhandenen Mühlenteich werden der Schwarze Teich im Südosten, der Runde Teich (bekanntlich später auch ein Straßenname) und die Molde im Westen, der Trunich (Gasse „Am Trunich“) und der Schusterteich im Nordwesten sowie der Schweinegrund erwähnt.
Die meist schmalen Straßen verliefen ziemlich gerade um den zentral gelegenen Markt mit dem 1308 erbauten Rathaus und schnitten sich in rechten Winkeln.

Im Jahr 1504 mußte ein neues Rathaus auf dem Marktplatz erbaut werden, nachdem die Stadt bis auf wenige Häuser und die größeren Bauten niedergebrannt war. Vier Jahre zuvor waren die Kösliner von der Pest heimgesucht und Opfer mehrerer Raubüberfälle durch einen gewissen Henning Lohde geworden. Sie konnten den vom Pommernherzog Bogislav X. ernannten Bischof Martin Carith daraufhin wenigstens dazu bewegen, sie von der „Orböre“ (Urgebühr, jährliche Abgabe) zu befreien.

Am 10. Juli 1530 durfte in der St. Marien-Pfarrkirche die erste evangelische Predigt gehalten werden, und zwar durch Nikolaus Klein von Lübeck, einem Jünger Martin Luthers. Doch es bedurfte noch eines rund vier Jahre währenden Prozesses, bis

sich während des Treptower Landtages auch in Pommern die Lehre des „Evangelio“ etabliert und der „Papismus“ sein Ende gefunden hatte – jedenfalls bis 1945. In den Jahren 1535 und 1585 hat die Pest wieder gewütet und in der Region fast 3000 Menschen dahingerafft.



Älteste bekannte Abbildung Köslins:
Blick von Nordosten – nach der Karte des Rostocker Professors Eilhard Lübben, genannt Lubin(us), der am 29. September 1612 während seiner Reise durch Pommern auch in Köslin war

Hier folgt die Bildbeschreibung aus dem Jahr 1931 durch den damaligen Studienreferendar Dr. Karl Pirwitz: *„Den Vordergrund nimmt der damals recht große Mühlenteich ein. Von den Befestigungswerken der Stadt sehen wir die drei hochragenden Tore, die Satteldächer mit Staffelgiebeln aufweisen. Das Mühlentor besitzt zwei an sich schon ziemlich große Vortore; das Hohe Tor hat Lubin, damit es nicht von den hohen Gebäuden verdeckt würde, weit nach links gerückt; der Mühlenteich dürfte in Wirklichkeit nicht bis zum Tore gereicht haben. Rechts vom Mühlentor sind die Mühlen zu sehen; um an dem am weitesten hinten stehenden Gebäude die Mühlräder einzeichnen zu können, sind sie wieder in eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Stellung gebracht. Rechts ist der Gefangenenturm sichtbar; der Pulverturm ist ebenso wie die Wikhäuser (*auch Wieck, Sonderform von Verteidigungsbauten*) der Mauer nicht eingezeichnet; auch ist der Verlauf der Mauer nicht immer deutlich.*

Das Stadtbild wird von der Marienkirche beherrscht, die wie heute ein hohes Dach mit Dachreiter besaß: Doch ging früher das Mittelschiffsdach ohne Unterbrechung über das nördliche Seitenschiffsdach hinüber. Im Vordergrunde erhebt sich das Schloß, das aus mehreren vielstöckigen Gebäuden besteht, die mit Giebeln abgeschlossen sind und einen nach vorn offenen Hof einschließen. Der Mittelbau zeigt zwei vorgelagerte Ziergiebel. Die Höhe der Gebäude ist wohl

übertrieben. Hinter dem Schloß ragt die Schloßkirche empor, die einen Dachreiter mit geschweifter Haube besitzt. Wozu das Türmchen zwischen Schloß und Marienkirche gehört, ist schwer zu sagen. (…) An den Häusern der Stadt ist eine Straßenbildung nicht zu erkennen; ihre Dachfirste weisen sämtlich die Ost-West-Richtung auf.

Aus den Nachrichten der Chroniken können wir diese Schilderung des Stadtbildes noch ergänzen. An der einen Seite des Rathauses waren fünf Krambuden (Verkaufsbuden sowie Häuser der Gewürzkrämer) *angebaut, darunter die Ratsapotheke. Unter diesen befand sich der Ratskeller und die Wohnung des Oberdieners. An der Nordseite befanden sich die Fleisch- und Brotscharren* (auch Scharne genannt; heute noch beispielsweise die zentrale Einkaufsstraße in der Mindener Innenstadt)*, die Stadtwaage und über einem zweiten Keller die Wachstuben. Daneben lag der Gerichtssaal, die sogenannte große Burse* (ursprünglich ein studentischer Wohn- und Unterrichtsraum; der Begriff entwickelte sich zu „Börse“ und „Bursche“). *In der heutigen Papenstraße an der Stelle des Schwederstifts stand der Stadthof, in dem die Bauern der Umgebung zusammenkamen und von dem administierenden Kämmerer die Einkünfte berechnet wurden. Neben der* (später abgebrannten) *St. Spiritus-Kapelle in der Schmorrenhäger* (vermutlich benannt nach dem Adligen Schmorrenhagen, der als Erbauer des ersten Kösliner Bürgerhauses gilt) *Straße (der heutigen Regierungsstraße) stand das St. Spiritus-Hospital; in der Neuetor-Vorstadt befand sich neben der St. Georgs-Kapelle das St. Georgs-Hospital und in der Mühlentor-Vorstadt am Mühlenteich das Katharinen-Hospital. Die Zahl der Privathäuser wird (…) 1628 zu 202 Giebelhäusern, 253 Buden und 29 Kellern angegeben.“*

Das Rathaus erhielt 1690 einen Turm mit einer Schlaguhr und einer Feuerglocke. In der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erlebten die Kösliner eine Phase des Friedens und der Erholung der Bausubstanz ihrer Stadt.

Diese Ruhe endete schlagartig am 11. Oktober 1718, als eine schwere Katastrophe die aufblühende Stadt an den Rand völliger Vernichtung brachte. In der Großen Baustraße brach beim unvorsichtigen Darren (Trocknen) von Malz zwischen 13 und 14 Uhr ein Feuer aus und breitete sich bei heftigem Nordwestwind sehr schnell über die ganze Stadt aus. Es legte 297 – nach anderer Angabe 317 – in Leichtbauweise, aber auch massiv errichtete Privathäuser mit zusätzlich dreizehn Kellerwohnungen für Arme, 25 Scheunen und 73 Ställen in Asche. Dabei hatten innerhalb der Ringmauern 387 Häuser gestanden; im Jahr 1628 waren es noch 202. Aus dem Rathaus auf dem Marktplatz konnten nur die Privilegienlade (Sammlung entsprechender Urkunden) und einige Akten gerettet werden. Das gesamte Archiv mit der wertvollen Bibliothek des kurbrandenburgischen Geheimrats Jacob Schweder sowie eine Bibel mit einer eigenhändigen Inschrift Martin Luthers wurden neben einem Großteil des Schlosses und der Schloßkirche ein Raub der Flammen. Nur die Pfarrkirche sowie einige in der Nähe stehende Häuser und Gebäude an den Stadttoren wurden erhalten. An konzentrierte Löschaktionen war

kaum zu denken, auch weil viele Bürger sich zufälligerweise auf einem Jahrmarkt in Körlin amüsierten. Eine Witwe büßte bei dem Versuch, etwas von ihrer Habe zu retten, durch herabfallende glühende Balken ihr Leben ein.

Daraufhin setzte der als äußerst sparsam bekannte und heute von manchen Historikern „Preußens größter innerer König“ genannte Friedrich Wilhelm I. (1688 – 1740) aus dem Hause Hohenzollern eine zu der Zeit wohl beispiellose Welle der Hilfe in Gang. Spontan machte er der Stadt ein „königliches Gnadengeschenk“ von 4000 Talern, und das Tuch- und Raschmachergewerk (Rasch: schräg gewebter Denim, also Baumwoll-/Hanffaserstoff, Vorläufer des Jeansstoffes) erhielt zusätzlich eine Beihilfe von 379 Talern und 20 guten Groschen (1 Ggr. = 1/24 des Reichstalers) zur Anschaffung neuer Webstühle. Bereits am 18. Oktober 1718 hatte die Akzise-Kasse (Akzise: eine indirekte Verbrauchssteuer, ähnlich der heutigen Mehrwertsteuer) die Anweisung zur Auszahlung. Er gewährte den Köslinern Abgabefreiheit für zwei Jahre und gab ihnen „zu ihrem Besten“ ein Darlehen von 10000 Talern, dessen Zinsen die Staatskasse auf dreizehn Jahre übernahm. Dadurch konnte der Magistrat am 9. Mai, nach heftiger Gegenwehr durch den Hauptmann Philipp Julius von Schwerin, 1719 das Gut Mocker für 13633 Reichstaler erwerben, um aus dessen Wald das zum Aufbau erforderliche Holz zu schlagen. Auch setzten die Kösliner einen Kalk- und Ziegelofen in Gang. Die Materialbeschaffung für den umfangreichen Wiederaufbau bereitete große Schwierigkeiten. Dazu Dr. Pirwitz: *„Zwar fanden bedeutende Lieferungen aus den Kalkbrüchen bei Podejuch statt, doch mußte ein großer Teil des Baumaterials dadurch gewonnen werden, daß die mittelalterlichen Wehrbauten, die in diesen Zeiten schon in gewissem Umfang entbehrlich waren, teilweise niedergelegt, teilweise verkleinert wurden. So wurden die Warten von den Mauern abgerissen und die Mauern bis zu einer Höhe von 20 Fuß (ca. sechs Meter) verkleinert. (…) Auch die drei Tore wurden in den folgenden Jahren teilweise abgenommen, doch später, allerdings in bedeutend verkleinertem Maße, wieder aufgeführt.(...)“ Das Rathaus wurde nicht wieder auf dem Markt errichtet, sondern der Magistrat kaufte zwei Grundstücke an der Südwest-Ecke des Marktes und erbaute dort 1720 ein neues Rathaus. Dieses besaß vor dem Eingang sechs Schwibbogen (Bogen mit oben geradem Abschluß); unten lag die Hauptwache, oben die Ratsstuben. In dem Seitenflügel nach der Kirche zu lagen die Fleisch- und Brotscharren.*

Der König scheint sogar eine persönliche Beziehung zu Köslin gehabt zu haben, was seine Teilnahme an der Hilfsaktion bestärkt haben dürfte. Er hatte nämlich schon bei seinen früheren Reisen als Kronprinz nach Königsberg und zurück dort bei der Gattin des späteren (1718) Bürgermeisters Dr. med. Christoph-Friedrich Ruel übernachtet, die nun auch alles verloren hatte. Aus seinem entsprechenden Kabinettsbefehl geht neben anderem hervor:
„In Ansehung dessen nun sowol, als daß ihr verstorbener Ehemann das Physicat- und Bürgermeisteramdt vorhin viele Jahre rühmlich verwaltet, auch daß Wir in ihrem nunmehr abgebrannten Hause ehemalen Selbst logiret, wollen

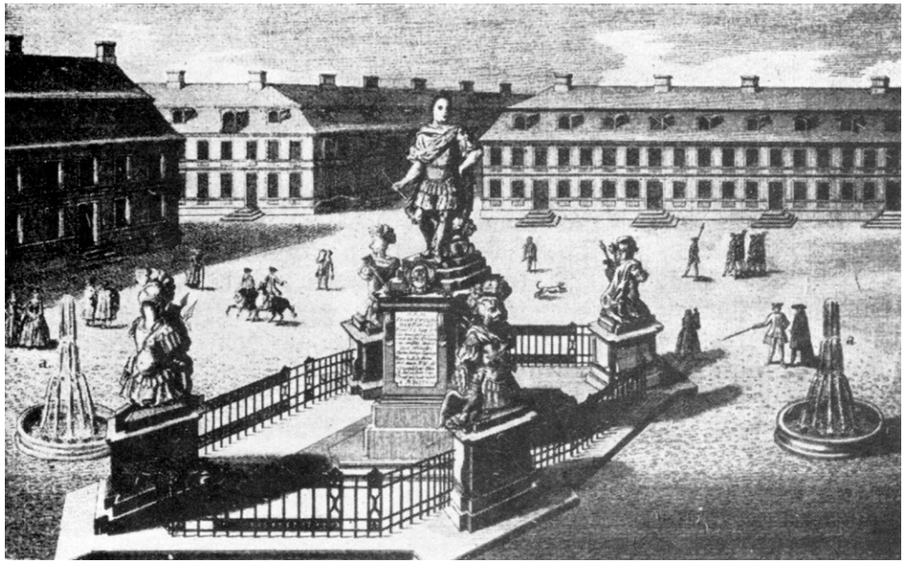
Wir ermeldeter Witwe ihres abgelebten Mannes annoch ledige Bürgermeisterbesoldung währent der zwei Brandjahren geniessen lassen, und habet ihr zu verfügen, daß ihr selbige aus dortiger Kämmerei richtig gezahlet werde.“
Darunter handschriftlich: „*Soll aber vor mir (für mich) eine kl. Khammer bauen, so wie die verbrandt. Fr. Wilhelm.“*

Die Städte Kolberg, Körlin, Zanow, Schlawe, Schivelbein, Rügenwalde und Rummelsburg halfen teils finanziell, teils mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Als besonders hilfreich erwiesen sich die Belgarder: Sie schickten am 13., 14. und 18. Oktober insgesamt 371 Brote, dazu Bier, geschlachtetes Vieh sowie Erbsen, Roggen, Grütze und anderes an den Kösliner Magistrat, *„um diese Gaben der Milde unter die Bedürftigsten zu vertheilen.“*
Außerdem überwies das *Belgardsche Kreis-Directorium 100 rtlr.* (Reichstaler), *„zur besonderen Vertheilung an diejenigen, welche vor dem Unglücke conditionirt (wirtschaftlich besser gestellt) gewesen, und sich jetzt scheueten, Jemanden um etwas anzusprechen.“*
Die Landstraßen waren mit hochbeladenen Wagen und Karren bedeckt, welche mit allerlei Dingen zur Linderung des Elends herbeieilten, und sahe man wohlmeinende Dienstleute vom Lande mit Säcken voller Betten und Leinenzeug für die Armuth fast auf jedem Wege zur Stadt. (Benno)

Das verwundert nicht, denn die Ämter der Kreise und Städte wurden zu unentgeltlichen „Gespanndiensten“ herangezogen.

Aber Friedrich Wilhelm tat noch mehr, um ein Erstarken Köslins zu fördern. Er setzte einen Obergerichtshof zu Coeslin ein, der am 3. Dezember 1720 unter dem Namen Königliches Hofgericht in dem erhaltenen nordwestlichen Teil des Schlosses seine Sitzungen eröffnete. Eigens dafür hatte er zuvor die Aufhebung der Landvogteien in Stolp und Greifenberg an der Rega sowie der Burggerichte in Neustettin und Belgard verfügt. Diese neue Einrichtung, die eine Vereinfachung und Beschleunigung der Rechtspflege für Hinterpommern beabsichtigte und auch erreichte, nutzte natürlich nicht nur dem verarmten Köslin, sondern auch den zur gesamten Provinz gehörenden anderen Städten und Kreisen. Sie begründete den Aufstieg Köslins zur „Beamtenstadt“ und belebte darüber hinaus durch den Aufenthalt der ortsfremden Rechtssuchenden die Kösliner Wirtschaft.
Selbstverständlich kümmerte sich der König auch persönlich um den Wiederaufbau der Stadt. Dieser wurde zum zweiten Abschnitt der gesamten Baugeschichte Köslins seit ihrer Stadtgründung im Jahr 1266. Nach dem vom König selbst genehmigten entsprechend den damals herrschenden städtebaulichen Vorstellungen ausgearbeiteten Plan blieb der Grundriß der Stadt im wesentlichen derselbe. Der Markt wurde allerdings freigelegt und vergrößert. Die Hauptstraßen verbreiterte man und zog sie schnurgerade. Die neuen Häuser am Markt und an den auf ihn zulaufenden Hauptstraßen erhielten nach demselben Schema zwei Stockwerke mit niederländischen Mansardendächern, ohne Brandmauern und mit durchgezogenen Böden. Es heißt, dort oben haben im Winter die Rekruten

und Grenadiere des „Soldatenkönigs“, der keinen Krieg geführt hat, im wahren Wortsinn durchlaufend exerziert. Realistischer ist die Vermutung, daß sie als Winterquartier für die sonst privat untergebrachten Soldaten dienten, da Köslin seit 1713 Garnisonsstadt war.
Mit Hilfe eines „Baukollegiums“ förderten Staat, Magistrat und Bürgerschaft jede Bautätigkeit, in Preußen natürlich planmäßig. Entsprechend übernahm der Staat für jede Neubautätigkeit fünfzehn Prozent der Kosten.



Kupferstich „Marktplatz 1729“

So ist der Wiederaufbau von Köslin ein Musterbeispiel dafür, wie der König im fünften Jahr seiner Regentschaft bereits zielbewußt im einzelnen durchgriff und bei peinlicher Sparsamkeit nach den Grundsätzen des Merkantilismus wirtschaftliche Werte zu erhalten und zu mehren suchte zum Nutzen der staatlichen Unabhängigkeit der preußischen Krone in Deutschland und Europa.
(Daniel Fahrbach, 1931)



1720 kaufte der Rat das einzige auf den Marktseiten vom Feuer verschont gebliebene Wolfische Haus, ließ es niederreißen und an der Stelle in der Häuserreihe ein neues Rathaus errichten.
In diesem Jahr erschien Friedrich Wilhelm I. schon wieder in „seinem“ neu aufgebauten Ort Köslin.

In wenigen Jahren war hier aus Asche und Trümmern eine neue Stadt entstanden, die modernste in Pommern, schöner und großräumiger denn je.
Aus Dankbarkeit für die äußerst wohlwollende Unterstützung durch den König in Preußen (König von Preußen konnten sich diese erst ab1772 nach der Aufhebung der polnischen Lehnshoheit über Westpreußen in der ersten polnischen Teilung nennen.) errichteten die Kösliner, angeregt durch den preußischen Generalfeldmarschall und Staatsmann Friedrich Wilhelm von Grumbkow, dem Chef des seit 1713 in Köslin stehenden zehn Kompanien enthaltenen Infanterie-Regimentes und engsten Berater des Königs, ihrem Gönner 1724 auf dem Marktplatz ein Denkmal. Dieses wirkte eigenartig auf die Betrachter, weil es den in der Abfolge zweiten preußischen König als römischen Imperator zeigte. Vermutlich war dieses der Grund dafür, daß die Bürger ihn wie eingangs erwähnt „Kurfürst“ nannten. Der berühmte „Große Kurfürst“ (1620 – 1688, Großvater Friedrich Wilhelms; unter anderem Herzog in Preußen und Pommern sowie Fürst in Köslins heutiger Patenstadt Minden, wo sein Denkmal steht) hatte allerdings dieselben Vornamen, was auch zu dieser Verwechslung geführt haben mag. Der König trug den Kommandostab in seiner rechten Hand, und zu seinen Füßen erkannte man die Reichsinsignien mit seinem verschlungenen Namen F.W.R., wobei das R für „rex“, also „König“, steht. Die andere Seite zierte eine von Gold überzogene Bleitafel mit einer längeren lateinischen Inschrift. Auf der Westseite war auf einem Relief die brennende Stadt dargestellt mit den um Hilfe rufenden Bürgern und den Worten „Coslinum. Incendio. Deletum. restauravit“, „Köslin durch Brand zerstört wiederhergestellt“. An der Ostseite krönte die Siegesgöttin Victoria das Haupt des Monarchen und reichte ihm eine Landkarte, wieder neben einem lateinischen Text: „Pomeraniam. citeriorem. usque. ad. Poene. fluvium. recuperavit“, „Er erlangte das diesseitige Pommern (gemeint dürfte Vorpommern sein) bis zum Fluß Peene wieder.“. Die Nordseite zeigte den bekannten sich zur Sonne aufschwingenden Adler: „Nec soli cedit“, „Er (der preußische Adler) weicht nicht (einmal) der Sonne.“: die berühmte Antwort Friedrich Wilhelms I. auf den Leitspruch des französischen „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV. „Nec pluribus impar“, („Auch nicht mehreren unterlegen“). Mit „pluribus“ waren die zahlreichen europäischen (oder auch nur deutschen) Staaten und Fürstentümer gemeint.





Ein eisernes Lanzengitter umgab das Standbild. Neben diesem standen zwei mit einem Adler verzierte Bassins, in die das oben im Gollen in einem Teich und in einem Wasserturm an der alten Reichsstraße 2 gespeicherte Quellwasser durch hölzerne Röhren in die Stadt floß. Diese einfache, aber wirksame Anlage hatte der König über die Staatskasse gefördert, und zwar durch die Erfahrung des großen Brandes bereits im Jahr 1719 („cito!“ - schnell!). Die Bewässerungsidee hatte übrigens die Einwilligung des Königs zur Errichtung seines Denkmals erleichtert…

Außerhalb der Stadt wurde 1736 am Hohen Tor, bei den Gärten zwischen Lyzeum und Ringstraße, ein Paradeplatz für die vom König eingerichtete Garnison eingeweiht. Er reichte bis zum Schulhof der Zweiten Gemeindeschule. Dabei hat Kronprinz Friedrich II., später auch „der Große“ genannt, der gesamten Truppenbesichtigung in Köslin beigewohnt.
Von 1734 bis 1737 ließen die Erben des Oberst Michael von Schweder in der Papenstraße Nummer 2 das langgestreckte zweistöckige Schwedersche Familienstift errichten, in dem auch ein Zimmer für eine neuerliche Bibliothek anstelle der im Rathaus verbrannten eingerichtet wurde.

Beim Regierungsantritt Friedrich II. im Jahr 1740 umrahmten den Marktplatz in der Kösliner Innenstadt 482 Häuser. Die gesamte Stadt – jetzt wieder in wirtschaftlicher Blüte – bewohnten 2535 zivile Bürger. Eine erfreuliche Entwicklung, die auf die konsequente Friedenspolitik Friedrich Wilhelms I. zurückzuführen war.

Von den nun folgenden ersten schlesischen Feldzügen von 1740 bis 1742 und von 1744 bis 1745 wurden die Bewohner der Provinz Pommern kaum berührt.
Aus dieser Zeit konnten die Mittelstufenschüler zu Anfang des 20. Jahrhunderts in ihrem in Halle erschienenen „Lesebuch für Bürger- und Volksschulen“ und die Leser der „Pommerschen Zeitung“ im Juli 1989 die folgende Anekdote über die besondere Zuneigung des „Alten Fritz“ zu seinen pommerschen Untertanen lesen: Friedrich II. fährt durch ein Dorf im Kreis Köslin. Rechts und links der Straße wartet die Landbevölkerung, um ihn zu sehen und ihm zuzujubeln. Plötzlich erhebt einer der Lakaien auf dem Kutschbock ein Freudengeschrei, weil er seine Eltern erkennt. Mitfühlend der König: „Die möchtest du wohl gerne sprechen? Nun, dann laß halten. Geh in Gottes Namen. Du kannst bis morgen bei deinen Eltern bleiben. Übermorgen aber mußt du am Markt in Köslin sein!“ Glücklich eilt der jugendliche Pommer zu Vater und Mutter. Friedrich darauf zu dem neben der Kutsche reitenden Landrat: „Sorge Er dafür, daß der junge Mensch morgen abend Vorspann bekommt. Zu Fuß ist der Weg zu weit.“

Doch dann wütete von 1756 bis 1763 der siebenjährige Krieg in Europa.
Anfang 1760 wurde Köslin von russischen Vorhut-Truppen unter dem Befehl des Generals von Tottleben besetzt. Die Stadt konnte jedoch durch den preußischen Major von Benkendorf zurückerobert werden mit dem Befehl, das eigentliche anrückende russische Belagerungsheer möglichst lange aufzuhalten. Aus dieser Zeit stammen die sogenannten „Russenschanzen“ auf dem Stadtacker. Bemerkenswert ist die Reaktion dieses preußischen Befehlshabers, nachdem Kosaken alle drei Stadttore mit den Vorstädten in Brand gesteckt hatten, auf die Forderung zur Übergabe der Stadt mit der Drohung, „bei fernerem Widerstande die Stadt zu verbrennen und dann das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen“: Das sei keine passende Aussage für preußische Soldaten. Die Drohung aber sei lächerlich, da man es nicht mit Kindern im Mutterleib, sondern mit braven Kriegern zu tun habe, denn „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“ Trotzdem konnte er die Besetzung der Stadt nicht verhindern, und die Kösliner mußten später 2000 Taler Kontribution (Kriegssteuer) zahlen. Während dieser Belagerung wurden 169 Gebäude ein Raub der Flammen.
Danach schlug noch ein russischer Heerführer, Feldmarschall Romanzow, in Köslin sein Hauptlager auf. Jedoch richteten dessen Truppen wegen seiner laut Überlieferung „guten Manneszucht und Humanität“ nicht viel Unheil an. *Der am 15ten Februar 1763 zu Hubertusburg geschlossene Friede machte zwar diesen Bedrängnissen ein Ende, aber die Spuren des Krieges erhielten sich lange Zeit. Die Gewerbe lagen darnieder, Handel und Wandel vegetirten nur kümmerlich, denn der Geldmangel drückte das Land schwer. Dazu kamen ansteckende Seuchen und mißrathene Erndten.* (Benno)

Der siebenjährige Krieg war also glimpflich überstanden, und die Erholungsphase hatte eingesetzt, da nahte das für die Kösliner so wichtige Jubiläumsjahr 1766. Genau ein halbes Jahrtausend war seit der Gründung der Stadt durch den Bischof Hermann von Gleichen vergangen. Das mußte natürlich feierlich gewürdigt werden, und der Magistrat legte den Zeitraum hierfür auf die Tage vom 22. bis 26. Juni fest. *Der erstgenannte Festtag war ausschließlich der kirchlichen Andacht im Lobe Gottes für die Erhaltung der Stadt unter so mancherlei abwechselnden Schicksalen gewidmet, der zweite wurde auf dem Rathhause durch ein zahlreich besuchtes Conzert, Declamation und Gesang; der dritte durch einen solennen* (festlichen) *Aufzug der Schützengilde; der vierte durch eine Prozession nach dem Gollen, wo man unter dem Zujauchzen der Volksmenge eine neue Fahne aufpflanzte; der fünfte endlich durch Kirchenmusik und Gottesdienst gefeiert.* (Benno)
Am 14. Juli 1776 trafen Friedrichs Bruder Heinrich von Preußen (1726 – 1802, dreizehntes Kind Friedrich Wilhelms I.) mit dem Großfürsten und späteren Zaren Paul I. von Rußland, Sohn der in Stettin geborenen Katharina der Großen (1729 – 1796) , auf der Reise von Petersburg nach Berlin mit großem Gefolge in Köslin ein. Unter ihnen war auch Feldmarschall Graf von Romanzow, der – jetzt als willkommener Freund – in demselben Kösliner Haus logieren konnte, das er schon als Besatzer bewohnt hatte. Außer diesem hatte man weitere 49 der ansehnlichsten Häuser und sechzehn Reservequartiere für die Gästeschar ausgewählt.

Nach dem Tod Friedrichs II. am 16. August 1786 bestieg Friedrich Wilhelm II. den Thron, nachdem er sich in Königsberg die Krone aufgesetzt hatte. Gleich auf seiner Rückreise hat er von Oliva bei Danzig kommend in Köslin am 24. September 1786 übernachtet, und zwar im Haus des Kaufmanns Zettwach am Markt. Dort hatten ihn schon die Offiziere des stationierten Infanterie-Regiments, die Landeslehrerschaft und der Kösliner Magistrat erwartet.
Der König verweilte kurze Zeit in den unteren Zimmern, ließ dann den Chef und Commandeur des Regiments vor und bestätigte das bei demselben vorgeschlagene Avancement (Beförderung). *Dann hatten die Deputirten der Kaufleute und Bürgerschaft aus Colberg Audienz, sie trugen Sr. Majestät ihr Anliegen wegen des dortigen Hafens vor und kamen mit dem frohlockenden und rührenden Ausruf „ein gnädiger, huldreicher Landesvater“ zurück. Auch mit einigen anderen Personen, die bescheidentliche Bitten wagten, unterhielt sich der Monarch leutselig und gütig. Sobald es dunkelte, war die ganze Stadt erleuchtet, neben der Statue auf dem Marktplatze eine Pyramide angebracht, deren Fuß einen Felsen vorstellte; die Mitte die Silhouette Sr. Majestät mit der Beischrift: Majorum aemulus* (etwa: Nacheiferer des Vorfahren). *Oben schwebte der schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln und vorgebeugtem Schnabel, worin ein Lorbeerkranz, aus dem der geschlungene königliche Namenszug sich zeigte. Das Eisengitter um die Statue war mit einigen hundert gefärbten Lampen behangen. Am 24sten Morgens gegen 4 Uhr ging die Abreise vor sich. Der König sagte den vor seinem Logis versammleten Herren vom Militair und Civilstande ein gnädiges „Leben Sie wohl!“ und setzten dann unter laut wiederholtem Zuruf und Lebehoch! die Reise nach Stargard fort.* Dieses berichtete der Kösliner Magistrat am 27. September 1786.

So hatten denn die Nachkommen derer, welche 300 Jahre früher an ihrem Landesherren im rohen Unverstande ein Majestätsverbrechen begangen (Gefangennahme des pommerschen Greifenherzogs Bogislaw X.; siehe Broschur „Der Gollen“, ab Seite 7)*, den Frevel der Vorfahren jetzt gut gemacht. Und wie in jenem Tumult nur der Geist eines rohen Zeitalters sich abspiegelt, so zeigte sich hier in diesen Tagen ein um desto schöneres Bild der Unterthanentreue gegen den Landesvater, der freilich nicht mehr ein kleiner pommerscher Herzog, sondern ein Herrscher über Millionen und Erbe eines unsterblichen Namens war. Die alte Bischofsstadt Coeslin konnte stolz darauf sein, in Pommern zuerst einen König in ihren Mauern bewirthet und beherbergt zu haben!* (Benno) Friedrich Wilhelm II. starb elf Jahre später, am 17. November 1797.

Doch kaum zu glauben: Nur knapp zwölf Jahre nach Friedrich Wilhelm II. besuchte schon wieder ein preußischer Monarch die Stadt, diesmal sogar in Begleitung seiner bis in unsere Tage äußerst populären Gemahlin Luise. Am Abend des 29. Mai 1798 traf nämlich Friedrich Wilhelm III. in Köslin ein.
Auch er empfing den Kösliner Magistrat, wobei er sich besonders nach dem Ernährungsstand der Einwohner erkundigte. Anschließend *nahm er die Statue Friedrich Wilhelms I. in Augenschein*. Am nächsten Morgen um fünf Uhr bestieg er mit Oberst von Kökeritz den Gollen, *woselbst schon zwei Abgeordnete der Bürgerschaft für diesen Fall die etwanigen Befehle erwarteten. Der König erkundigte sich nach der Gegend, wo die Städte Rügenwalde und Colberg ihre Thurmspitzen zeigten, sprach auch von dem Dorfe Jamund, dessen Bauern durch ihre seltsame Tracht ebenfalls die höchste Aufmerksamkeit erregt hatten. Beide Bürger mußten auf Sr. Majestät Befehl mit bedecktem Haupte stehen, „um sich auf der luftigen Berghöhe nicht zu erkälten“.*
Königin Luise war bereits am 28. Mai gegen 17 Uhr in Köslin angekommen. Ihr Empfang wurde mit wenig Prunk, doch dafür ihrer inneren Größe entsprechend umso herzlicher gestaltet. Die Bürgerschaft hatte zusammen mit 30 uniformierten jungen Bürgern ein Spalier gebildet, das vom Neuen Tor bis zum Quartier des Königspaares am Markt reichte. Als die Königin den Wagen verließ, bestreuten weiß gekleidete und mit Blumenkränzen geschmückte junge Mädchen ihren Weg mit Blumen. Die Monarchin vermerkte dieses mit wiederholtem huldvollen „Ich danke, Kinderchens!“ Ihr wurden besonders die Jamunder in ihren Volkstrachten vorgestellt, wobei sie Interesse an der Brauttracht bekundete. Die „edle Königin“ übernachtete im damaligen Julius-Bertinettischen-Haus, Markt 7, später „Textil Frischer“.

Südostecke



Am Ende des 18. Jahrhunderts florierten Handel und Gewerbe in Köslin besser denn je, also hatte sich auch die Bevölkerung im Jahr 1797 ohne das Militär auf 3489 Einwohner erhöht, die in 592 Häusern lebten.

Das 19. Jahrhundert begann in Pommern zunächst verheißungsvoll. *Die innige Freundschaft des königlichen Hauses mit dem hochherzigen Kaiser Alexander von Rußland* (1777 – 1825), *am Sarge Friedrich des Einzigen* (des Zweiten) *durch heiligen Eidschwur besiegelt, war eine Verbindung, deren Möglichkeit die noch lebenden Zeugen der Schrecknisse des siebenjährigen Krieges kaum zu begreifen vermochten. Man sahe im Jahre 1805 russische Truppen verbrüdert und friedlich durch die preußischen Staaten ziehn, und eine Disziplin beobachten, welche für die Zufriedenheit der Bewohner nichts zu wünschen übrig ließ. (…) Durch Napoleons schonungslos verletzende Politik fast zum ungleichen Kampfe gezwungen, erklärte der König* (Friedrich Wilhelm III.) *noch in demselben Jahre Frankreich den Krieg, um die Unabhängigkeit seiner Krone und den Ruhm des preußischen Namens zu retten.* (Benno)
Während dieser Kämpfe tauchte am 29. Januar 1807 im Archiv des Kösliner Rathauses ein Dankschreiben des pommerschen Grafen Reinhold von Krockow als Freicorps-Chef auf mit der Bemerkung, *„wie er bei Durchsicht der Sammlungsliste mit Bedauern wahrgenommen, daß die Begüterten sehr lau die gute Sache unterstützt, dagegen der ärmere Theil der Einwohner weit mehr Theilnahme gezeigt habe.“* Er bezog sich dabei auf das Ergebnis einer von ihm aufgerufenen patriotischen Sammlung, die immerhin in Köslin 113 Reichstaler und acht gute Groschen sowie elf Gewehre erbracht hatte.
Ein französisches Hauptquartier lag in Zernin im Kreis Kolberg-Körlin. Als wieder einmal eine hohe Forderung von Lebensmittelrationen in Köslin eintraf, antwortete der aus Henkenhagen eingetroffene Rittmeister von Brünnow im März 1807 dem französischen General, daß es ihm leid tue, *diese Lieferung verhindern zu müssen, da er selbst ihrer für seine Truppen noch dringender bedürfe.* Und als ihn am nächsten Tag die Nachricht erreicht, daß 800 Mann in Köslin einquartiert werden würden, schickte er die Kuriere mit der höflichen Bemerkung zurück, daß bei der „hinreichenden Anzahl preußischer Gäste der Platz für so viele hinzukommende französische leicht zu enge werden und allerlei Uneinigkeit veranlassen (würde).“ Er wolle ihn aber zur gegebenen Zeit räumen und dann Nachricht davon geben. Beides tat er dann auch am 13. März und rückte auf der Heerstraße bis an die Grabow vor.
Jetzt traute sich eine Abteilung von 150 Franzosen mit leichter polnischer Kavallerie unter dem Comte d'Arberg in die Stadt, gefolgt von einer stärkeren Truppe mit Kanonen. Die Kösliner Behörden mußten nun nicht nur die davor geforderten Lebensmittel nachliefern, sondern auch noch gegenüber dem Generalinspekteur Parma den Treueid auf Napoleon leisten. Besonders zur Pflicht gemacht wurde dem Magistrat, *„alle und jede ranzionirte* (freigekaufte, ausgetauschte oder geflüchtete) *Soldaten der preußischen Armee, welche sich etwa in der Stadt selbst oder in den Eigenthums-Dörfern aufhalten möchten, sofort anzuzeigen, auch Kundschaft über die Bewegungen der preußischen Streifparthien einzuziehen, wonach sich besonders der Dirigens (Leiter, also der Bürgermeister) auf das genaueste zu achten, wenn er nicht im Unterlassungsfalle in Gefahr seines*

Lebens gerathen wolle“. Es ist leicht zu ermessen, welchen Wert die Franzosen dem erzwungenen Eid beimaßen.
Doch dann geschah etwas Außergewöhnliches. Dem Rathaus-Archiv war laut Benno zu entnehmen: *Nur ein einziger Beamte, der damalige Hofgerichts-Referendarius August Ernst Braun, war kühn genug, in Gegenwart sämtlicher Schwörenden, sowohl des königlichen Hofgerichts als der anderen Verwaltungs-Behörden, dem feindlichen Kommissar diese Eidesleistung zu verweigern. Er wurde deshalb ab officio* (von Amts wegen; sein Mut wurde als Straftat behandelt) suspendiert *und durfte erst nach dem Tilsiter Frieden* (vom 7. und 9. Juli 1807 zwischen Preußen, Rußland und Sachsen mit Frankreich, eingeleitet auf einem Floß auf der Memel zwischen Zar Alexander I. und Kaiser Napoleon I.) *wieder eintreten.*



Bürgermeister Braun („Gleiche Rechte, gleiche Pflichten“)

Bürgerstolz
Zur Erinnerung an August Ernst Braun

Des Korsen Faust lag schwer auf deutschem Land.
Verlöschend schon, in düsterroten Farben
versprühte seine letzten Flammengarben
noch da und dort des Krieges Fackelbrand.
Kein Held stand auf, verblaßten Ruhm zu retten;
ohnmächtig knirschte Friedrichs Volk in Ketten;
doch mancher spreizte sich in Knechtsgewändern,
zur Schmach behängt mit fremden Ordensbändern.

Des Korsen Faust lag schwer auf deutschem Land.
Auch in Köslin, mit Vollmacht hergesandt,
erscheint ein kaiserlicher Kommissar
mit barschem Wort und herrisch finstern Mienen
und nimmt der rasch versammelten Beamten Schar
von Magistrat, Finanz und Hofgericht,
die schlecht und recht dem Staat und ihrem König dienen,
für den Eroberer in Eid und Pflicht.
Wird keinen das verruchte Spiel empören?
Sie stehen beklommen, räuspern sich – und schwören.

Nur einer, August Braun – in spätern Tagen
der Stadt allzeit bewährter Bürgermeister –
der früh gewohnt war, frei das Haupt zu tragen,
verschmäht die Klugheit dienstbeflissner Geister,
den Mannesmut devot gekrümmter Rücken;
begegnet kühl des Höflings spitzen Blicken,
und Antwort gibt er, klar und kurz und schlicht:
„Ich schwöre nicht!“
Sein Blick wie Stahl dem Feind entgegendroht,
er läßt den Saal und opfert Amt und Brot.

Er nahm ein Weib, es war im Schicksalsjahr,
war Anno Dreizehn. Mahnend hört das Paar
mit hartem Klang ins Glück der Flitterwochen
den Weckruf der Entscheidungsstunde pochen.
Entschluß wird wach in tatenschwangrer Stille,
und federnd schnellt empor gestraffter Wille.
„Du gehst?“ „Ich geh!“ Ihr Herz zuckt scheidewund,
aus bangen Augen schwere Tropfen fließen.
Dann keimt‘s wie Jubel auf der Seele Grund,
und stolz und froh, ein Lächeln um den Mund,
hilft sie mit tapfrer Hand ihm Kugeln gießen.

Hermann Kasten
(8.6.1866 – 1946, Rektor der Stein-Fichte-Schule in Köslin)

Der herausgestellte persönliche Einsatz dieser Köslinerin entsprang nicht nur dichterischem Enthusiasmus. Es hatten sich nämlich in Köslin zwei patriotische Frauenvereine zur Unterstützung der Soldaten im Feld gebildet. Zusammen mit den Kirchenkollekten erbrachten ihre Sammlungen die stattliche Summe von 4447 Talern, fünfzehn guten Groschen und vier Pfennigen für die Ausrüstung der Freiwilligen und Pflege der Verwundeten. *Es soll hierbei nicht übersehen werden, daß unter diesen Beiträgen auch die Spenden der Mitbürger mosaischen* (von: Moses, also den jüdischen Glauben betreffend) *Glaubens (…) verzeichnet stehen. (…) Der endlich im Jahre 1815 zum zweitenmal siegreich erkämpfte Friede brachte auch seine reichlichen Segnungen zu dieser Stadt und eröffnete ihr die Aussicht auf größere Beachtung unter den pommerschen Städten ihres Ranges.* (Benno)
Auf ihrer Flucht vor den Schergen Napoleons hatten die königlichen Kinder auch in Köslin übernachtet.
Am 18. Januar 1816 begingen die Kösliner auf dem Markt feierlich ein Dankesfest für den Frieden.

Jetzt kann zum dritten Mal seit 1776 über einen *festlichen Empfang durchlauchtigter Gäste* auf dem Kösliner Markt berichtet werden. *Am 15ten Junius 1817 traf die hohe Königstochter, Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna, nunmehrige Kaiserin von Rußland) in Begleitung ihres königlichen Bruders, des Prinzen Wilhelm von Preußen, auf der Reise nach Petersburg (…) hier ein, um zu übernachten. In dem ungewöhnlichen Zufluß von Fremden an diesem und schon an den nächstvorigen Tagen offenbarte sich der allgemeine Enthusiasmus für die geliebte Königstochter, welche als Verlobte des damaligen Großfürsten Nicolaus Paulowitsch einem neuen Vaterlande zueilte, wo die Krone des größten europäischen Reichs ihr entgegenstrahlte. (...) Am Ende dieses Tages war die Statue auf dem Marktplatze so wie die ganze Stadt festlich erleuchtet, eine freiwillige Veranstaltung, welche der wohlgefälligen Aufmerksamkeit der höchsten Personen nicht entging. Nächstdem geruheten Ihre Königliche Hoheiten noch der Aufführung eines kleinen in Beziehung auf die Reise derselben eigends verfaßten Theaterstücks beizuwohnen, und diese Darstellung huldreich aufzunehmen. Der nächste Morgen erwachte für sie mit einer neuen festlichen Ueberraschung. Nahe am Wege durch die umwaldete Schlucht erhob sich auf der Spitze des Gollens* (Prof. Dr. Jürgen Petersohn anläßlich der Verleihung des Pommerschen Kulturpreises für Wissenschaft 1988 in seiner Dankesrede auch auf den Kösliner Bergwald eingehend: „Eichendorffs Wälder können nicht schöner sein.“) *ein colossaler mit Blumengewinden geschmückter Altar, von welchem herab ein volltönender Chorgesang unter rauschender Musik ihnen entgegentönte und den feierlichen Abschiedsgruß nachsandte.*
So stand es laut Benno in den Annalen der Stadt.

Die „Kösliner Zeitung“ weiß am 17. November 1921 über das Hotel am Markt zu berichten: „Am 1. Mai 1831 von seinem damaligen Besitzer mit dem welschen (fremdländisch, romanisch) Namen ‚Hotel de Berlin‘ getauft, bargen seine Mauern eine Zahl Männer, die der deutschen Geschichte angehören, so am 23. Juni 1831 den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., am 5. September 1834 den Prinzen Friedrich Karl von Preußen. (...) An den alten Blücher erinnert das Kaufmann-Weiersche-Haus, das ehedem ein Gasthaus war und zum Andenken an den wackeren Haudegen ‚Zum Fürsten Blücher‘ genannt wurde. An das Eckhaus (Nr. 30), in dem sich heute das Zigarrengeschäft von Traub (dann Paul Grimm) befindet, knüpfen sich gleichfalls geschichtliche Erinnerungen. Im Jahre seines Regierungsantritts 1840 weilte hier Friedrich Wilhelm IV. mit Gemahlin in dem damaligen Kaufmann-Vogelschen-Hause.“

Der Vollständigkeit halber sei auch erwähnt, daß 1845 Friedrich Wilhelm IV. der Einweihung der neu ausgebauten Marienkirche beiwohnte und Prinzregent Wilhelm mit den Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl am 30. Mai 1859 die Feierlichkeiten zur Eröffnung der Bahnlinie von Stargard nach Köslin begleiteten.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts hatten die Kösliner begonnen, sich auf den Raum außerhalb der Ringmauer auszubreiten, weil die Einwohnerzahl stark angestiegen war. Die Königliche Regierung war 1816 in die Stadt verlegt worden, und die Zahl der Beamten hatte sich folgerichtig weiter erhöht. So hatte Köslin im Jahr 1817 genau 4500 Einwohner.
Am 18. Juni 1827 war der Grundstein für ein weiteres neues Rathaus an der Stelle des alten gelegt worden. Sein letztes den Köslinern bekanntes Äußeres erhielt es dann bei einem Umbau 1877.
Und dieses hatte bekanntlich nur bis 1945 Bestand, als die nächste heftige und diesmal besonders folgenschwere Katastrophe Köslin im März mit dem Einmarsch der Roten Armee ereilte.
Von allen um den Marktplatz stehenden Häusern blieb nur jenes der Kreissparkasse an der Ecke Kleine Baustraße stehen.

*

Zum Vergleich: Im Jahre 1890 bewohnten 17800 Menschen Köslin, 1900 waren es 20417 und 1910 genau 23236 Einwohner – doch die Stadt wirkte immer noch recht beschaulich, obwohl sie seit 1816 die Hauptstadt des hinterpommerschen Regierungsbezirks gleichen Namens war. Handel und Wandel verliefen in geruhsamen Bahnen, und das wirtschaftliche Leben war zum größten Teil vom Wald- und Fischreichtum der ländlichen Umgebung bestimmt. Dabei *spielten die Märkte naturgemäß eine wichtige Rolle. An den Hauptmarkttagen belebten hunderte von Landfuhrwerken das Stadtinnere und fanden fürsorgliche Unterkunft in den „Ausspannungen“* (Ställe zum Ausschirren und/oder Abhalftern der Pferde) *der Restaurationen sowie zahlreicher Kolonialwarengeschäfte. Der weite Marktplatz war mit Verkaufsständen mannigfaltigster Art voll besetzt und stark besucht, wobei die Jamunder und Labuser Bauern mit ihren Ehefrauen in den alten schönen Trachten gern gewohnte Erscheinungen waren. Reich waren die Angebote und günstig die Preise. (…) Als Garnison war der Stadt das dort seit 1860 stationierte 3. Bataillon des Infanterieregiments v. d. Goltz Nr. 54 geblieben. Jahrzehnte lang lag eine Militärwache im Rathaus, und die regelmäßigen Wachablösungen gehörten zum heimatlichen Marktbild. (…)*
Die Jahrhundertwende feierte auch unser Köslin temperamentvoll und in Hochstimmung. Um Mitternacht war auf dem Marktplatz turbulentes Gewühl, bengalische Feuer loderten, Sonnenräder kreisten und rot, grün und blau schlingernde Raketen knatterten in den Straßen. Die Glocken der Kirchen läuteten und wie auf riesigen Fittichen schwebten ihre Töne über den von so vielen Hoffnungen und Erwartungen erfüllten Einwohnern der lieben alten Stadt.
(Erinnerungen von Kurt Menge, Berlin, in „Neue Kösliner Zeitung, Juni 1955)



Nordostecke vom Turm der Marienkirche betrachtet

Der Wochenmarkt

Die pommerschen Bauern fuhren einmal in der Woche zum Markt, sofern dringende Arbeiten sie nicht davon abhielten. An Markttagen herrschte in allen pommerschen Städten auch daher Hochbetrieb. Es gab bestimmte Regeln, die eine erfahrene Hausfrau genau beachtete. Zunächst wurde ein Rundgang über den Markt gemacht und die Lage erkundet. Dann wurde der Entschluß gefaßt, gleich zu kaufen oder zu warten. Wie überall lagen die Preise zunächst etwas höher als gegen Ende der Marktzeit. So kam es also oft vor, daß die ersten Verkäufer auf dem Markt meist bessere Erlöse erzielten. Daraus war die Redensart entstanden: „Dei ulle Bilzer könne ‘ne Grosche mehr nähme, dei höre dei Klock von Köslie schlaoe.“

Der Fischmarkt

Der Fischmarkt in Köslin war nicht der amtliche Name für eine Straße oder einen Platz, sondern am Rand des Marktplatzes der Bereich der Schulstraße zwischen dem Rathaus und der Marienkirche. Er bestand nicht aus aufgebauten Verkaufsständen; lediglich dieselben Transportkisten, mit denen die Fische zum Markt gebracht worden waren, dienten den Frauen der Fischer aus Großmöllen und Nest sowie vom Jamunder See als Präsentationshilfe für ihre Ware, die übrigens je nach ihrer Herkunft sowohl aus Salzwasser- als auch aus Süßwasserfischen bestehen konnte. Diese mußten in jedem Fall zuvor mühsam zu Fuß in Karren auf dem „Fischersteig“ nach Köslin gebracht werden.



An der Schulstraße

Zu einem richtigen Fischmarkt gehörten auch diese Fischfrauen mit ganz besonderer Originalität. Köslin hatte einen solch speziellen Markt von ureigenster Prägung, teilweise eben noch mit echten Fischerfrauen. Alle Kösliner Hausfrauen kannten diese Atmosphäre, fühlten sich wohl darin und kamen gut damit zurecht. Sie hatten ihre feste Fischfrau, nannten diese mit Vornamen und ließen sich von ihr duzen. Dabei kam keiner zu kurz. Die Hausfrau, die diesen Status erreicht hatte, wurde auch nie im Stich gelassen. Aber wehe den Neulingen, die keinerlei Fingerzeige erhalten hatten, wie es auf dem Fischmarkt zuging! Was diese manchmal zu hören bekamen, wenn sie gar zu viel an der Ware auszusetzen hatten und die Sonderwünsche nicht abrissen, war nicht immer stubenrein. Nur gut, daß viele von ihnen das unverfälschte Fischerplatt nicht verstanden. Es wäre sonst zu Tragikomödien gekommen. Nur ein harmloses Beispiel: Eine frisch zugezogene Hausfrau macht sich für ihren ersten Einkaufsgang fein – ein schwerer Fehler, der so manchen Lehrgroschen kostete. Ihr fällt auf, daß sie für ihren Fischeinkauf einen Groschen für das Pfund mehr bezahlt hat als die anderen Käuferinnen. Die Antwort auf ihre entsprechende Nachfrage: „Sei häwwe so‘ne grote Haut (Hut) up, sei könne noch betaohle!“



Nordostecke

Nach Aussage des Kösliners E.H. Stein in der „Neuen Kösliner Zeitung“ vom August 1954 haben sowohl der preußische „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. als auch sein Sohn Friedrich II. bei ihren Durchreisen nach Königsberg und zurück in dem Haus Markt 16 an der Ecke Mühlentorstraße gewohnt.

Auf die nun folgenden Erzählungen der Kösliner Bürger aus den Schatzkisten ihrer eigenen Erinnerungen rund um den Kösliner Marktplatz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts möge ein Gedicht einstimmen:

Kösliner Markt

Kommt mit, Kösliner Markt ist heute!
Seht in den Straßen, welch ein bunt‘ Gewimmel!
Aus Stadt und Dörfern strömt herbei, ihr Leute,
die Sonne lacht und goldenblau der Himmel!
Wie freundlich lädt der helle Platz uns ein.
Kösliner Hausfrau‘n, kommt in großen Scharen,
hier gibt’s Gemüse, Obst für groß und klein.
Kauft Fische, Fleisch und schöne Räucherwaren!
Seht, wie das leuchtet hier bei Gärtner Klein:
Ein freundlich rot‘ Gebirg‘ in grünen Krautes Hülle.
Mohrrüben sind‘s. Und hier im Purpurflammenschein
Paul Hoffmanns Dahlien glüh‘n in reicher Fülle.
Ein bunt‘ Gemisch von Farben, Jauchzen, Schrei‘n,
auch wohl Krakehl stets kampfbereiter Geister.
„So echt Köslin, ein bißchen Krach muß sein.“
So denkt am Rathausfenster der Herr Bürgermeister.
Da sieh! Wie wichtig dort ein kleiner Mann
ganz ernsthaft, eifrig schleppend neben Muttern geht.
Und plötzlich ruft er: „Mutter, halt mal an.
Wer ist der Mann, der auf dem Denkmal steht?“

„Ja, siehst du, Fritz, s' ist länger als 200 Jahr',
da brannte diese Stadt vollständig nieder.
Doch dieser gute König – das ist wahr –
er half den Leuten, und sie bauten wieder.
Drum hat die Stadt dies Denkmal ihm erbaut,
damit er nicht vergessen wird von ihren Kindern.
Ein guter Landesvater auf uns niederschaut,
der stets bereit war, alle Not zu lindern.
Hast du's verstanden. Und vergiß es nicht.
Nun komm nach Hause, reichlich spät ist's schon."
Fritz ernsthaft nickt. Dann ruft der kleine Wicht:
„Ach, Mutti, kauf mir doch ‚nen Luftballon!"
M. D.

Klaus Moerler aus der Elisenstraße Nr. 8 erinnert sich:

„Für jeden Kösliner war der Marktplatz so etwas wie die gemeinsame gute Stube seiner Stadt. In welchem Stadtteil man auch wohnte und sich in diesem natürlich auch besonders heimisch fühlte, so blieb der Marktplatz neben seiner engsten Wohnumgebung für ihn doch vertrauter Stadtmittelpunkt. Dieser war nicht nur durch seine Lage im Zentrum der eng bebauten Altstadt die einzige unbebaute Fläche, auf die alle von außerhalb in die Stadt führenden Straßen zuliefen, sondern auch gefühlsmäßig wurde der Marktplatz als das Herz der Stadt empfunden.

Den Zugang zum Markt öffnete das Rathaus, in dem üblicherweise der Puls einer Stadt schlägt. Es hob sich zwar nicht durch seine Größe, aber mit seiner eigenwilligen Fassadenarchitektur und seiner rost-rötlichen Farbe deutlich von den sonst eher wenig auffälligen Fronten seiner Nachbarhäuser ab. Vielleicht war das gerade für eine ‚Beamtenstadt' bedeutsam, zumal wenn man – mit den Augen des königlichen Landesherren vom Denkmal im Mittelpunkt der freien Marktfläche aus auf das Rathaus blickend – unmittelbar dahinter die hochaufragende wuchtige Marienkirche wahrnahm, als ob diese den um das Wohl Köslins bemühten Regierenden der Stadt göttlichen Schutz und Segen gewähren, sie aber auch zu Bescheidenheit und Sparsamkeit mahnen wollte.
Dieser gefühlte städtische Lebensmittelpunkt verband alle Kösliner, denn im Laufe der Jahrzehnte hatten sich für die unterschiedlichen Bürgergruppen jeweils bestimmte Angebote an und um diesen Marktplatz herum entwickelt: Da waren als die zwei führenden Kaufhäuser Frischer (direkt am Markt, Haus Nr.7) und Lemke/Wunderlich, nur wenige Schritte die Bergstraße (Nr. 8-10) hinauf, denen wir auch die Kaufhäuser Ortel (Nr.19) und Kapischke (Bergstr. Nr.25) als Einkaufsstätten für alle Kösliner aus allen Teilen der Stadt zurechnen können. Denen müssen aber die Bewohner der ländlichen Umgebung Köslins hinzu gerechnet werden. Denn sie trugen erheblich dazu bei, daß dieses Herz der Stadt schneller schlug, tätigten sie doch ebenso regelmäßig ihre Einkäufe hier. Das waren nicht nur Kleidung und Schuhe, sondern auch besonderer ländlicher Bedarf – etwa Werkzeug und Eisenwaren im Spezialgeschäft Fiebrantz (Haus Nr. 8/9), die Sattlerei Holznagel (Nr. 23) oder das Ladengeschäft der Seifenfabrik Elerta (Nr. 11) in der Virchowstraße 2. Für Reisende hatte natürlich auch das erste Haus am Platz, das Hotel Kronprinz (Nr.6), ebenso seine Anschrift am Markt wie die 1937 neuerbaute Kreissparkasse (Nr.21). Vor allem aber pulsierte das Leben auf dem Marktplatz selbst: Bauern aus der ländlichen Umgebung boten in ihren Marktständen Obst, Gemüse und alle sonstigen Produkte ihrer Höfe den Hausfrauen täglich an, während die Fischersfrauen von der nahen Küste den jeweils frischen Fang der letzten Nacht aus Ostsee und Jamunder See neben dem Rathaus in der Schulstraße, auf dem sogenannten Fischmarkt, laut ausriefen.
So bot der Kösliner Marktplatz den Hausfrauen wie Landwirten, den Reisenden und Gewerbetreibenden, den Arztpatienten und Händlern, kurz jeder Gruppe, was sie brauchte und suchte – dort schlug das lebendige Herz der Stadt. Zudem war der Marktplatz auch der Rahmen für gesellschaftliche und politische Ereignisse: Von allen Seiten baulich umschlossen und damit akustisch eingefaßt, gleichzeitig aber mit acht Straßen, die schnellen Zu- und Abgang ermöglichten, war er ein idealer Versammlungsort. Ein Beispiel dafür haben wir im ‚Köslin-Kurier' Folge 51, Seite 17, von einer Feier des 1. Mai abgebildet.
Meine folgenden sehr persönlichen Erinnerungen eines damals zehn- bis zwölfjährigen Schülers mögen das Bild dieses lebendigen Zentrums ergänzen. Seine subjektiven Eindrücke, wie sie bis heute haften geblieben sind, atmen auch ein wenig die Stimmung der damaligen Jahre.



Westseite

Am weitesten reicht meine Erinnerung zurück an einen Sommertag, an dem ich auf dem eigenen Hof hinter unserem Wohnhaus in der Elisenstraße auf zunehmend stärker werdende Marschmusik aufmerksam wurde. Sie schallte offenbar von der nahen Rogzower Allee herüber. Was lag näher, als dieser entgegenzulaufen – und dann neben der in Richtung Marktplatz marschierenden Militärkapelle mitzumarschieren. Mich faszinierte der mir bis dahin unbekannte Schellenbaum und natürlich der stramm-zackige Marschtritt von Kapelle und nachfolgender Einheit. Ich muß noch ein Knirps gewesen sein, der nicht die Freiheit hatte, allein in die Stadt zu laufen. Aber die verlockende Situation ließ mich offenbar Zeit und Ort vergessen, bis ich leicht erschreckt erkannte, daß ich begeistert bis zum Eingang des Marktplatzes mitmarschiert war. Diesen Ort kannte ich bis dahin nur von Einkaufsgängen an der Seite meiner Mutter – aber

allein den großen Marktplatz vor mir, das war ein neues Erlebnis. Nach einem ersten Schreck kehrte ich mit schlechtem Gewissen im Laufschritt nach Hause zurück, die erwartete und auch erfolgende Strafpredigt meiner Mutter über mich ergehen lassend.
Jahre später reihen sich dann einzelne Erinnerungen aneinander, die mit nur drei Stellen des Marktplatzes unmittelbar verbunden sind. Das erste ist das Kaufhaus Ortel an der Nordseite. Es war ein Geschäft für Haushaltsgegenstände, die mich nicht im Entferntesten interessierten. Aber im ersten Stock gab es eine umfangreiche Spielwarenabteilung. Wir verließen das Geschäft nie, bevor meine Mutter meinem Drängeln nachgegeben hatte, auch in den 1. Stock zu gehen. Mit den Kriegsjahren wurde dort das Angebot immer dürftiger, bis es schließlich nur noch vereinzelte sogenannte ‚Wiking'-Schiffsmodelle zu kaufen gab: Das waren sehr naturgetreue Nachbildungen aus Metall, maßstabsgerecht in Kleinstformat, aber sündhaft teuer und mit meinem Taschengeld nicht entfernt bezahlbar.
Das zweite war ein kleines, unscheinbares Geschäft an der Ostseite des Platzes. Es war eigentlich nur eine Verkaufsstelle der Seifenfabrik ELERTA, in der vorwiegend für die Landbevölkerung Schmier- und Kernseife angeboten, aber auch die für alle Bevölkerungsgruppen auf Seifenkarte zu beziehende sogenannte Schwimmseife verkauft wurde. Das waren leicht gelbe Seifenstückchen, nicht viel größer als eine Streichholzschachtel und so leicht, daß sie an der Wasseroberfläche schwammen. Daher der Name. Sie trugen eine eingeprägte RIF-Nummer (Reichsindustrie für Fettwaren), und es wurden pro Kopf/Monat nur je ein Stück pro Zuteilungsperiode (4 Wochen) abgegeben!! Ich weiß nicht, warum meine Mutter damals immer mal wieder zu einem Plausch mit der dortigen Verkäuferin das Geschäft aufsuchte, aber für mich hatte das einen unvergeßlichen Nebeneffekt: Ich erhielt Zugang zu den Papierabfällen der Seifenfabrik in der Virchowstraße. Wir wurden damals über die Schule angehalten, Altmaterial zu sammeln. Das wurde pro Schüler quartalsweise nach Punkten abgerechnet (pro Kilogramm Schwermetalle 1 Punkt, Papier 2 Punkte, Knochen 3P., Buntmetall 4P und Lumpen 5P), und die Punktsieger jeder Klasse erhielten beim folgenden Montagmorgenappell vor der versammelten Schülerschaft eine signierte und gesiegelte Buchprämie vom Schuldirektor überreicht. Mir ist das nur dank der Verbindung über die kleine Marktverkaufsstelle einmal in den Jahren gelungen.
Die dritte persönliche Erinnerung hat sich besonders eingeprägt: Noch länger in die Kriegszeit hinein, wohl bis Sommer 1943, hielt die Eisdiele an der Westseite ihr Geschäft geöffnet. Sie verkaufte Speiseeis – frei ohne Marken oder sonstige Abgaben. Es war allein der Preis, der den Absatz aber wohl wirksam regelte. Ich erinnere mich nicht, wieviel für eine Kugel zu zahlen war. Aber angenommen, es waren 1o Reichspfennig: so konnte man sich bei einem monatlichen Taschengeld von (und daran erinnere ich mich gut) nur 4o Pfennig nicht den Magen verderben. Dennoch scheute ich im Sommer nicht den Weg zum Marktplatz, wenn wieder einmal einige Groschen in der Hosentasche klimperten.
Neben Marschmusik, Schiffsmodellen, Altpapier und Speiseeis verbindet mich eine weitere, persönliche Erinnerung an den Kösliner Marktplatz, die mich erst

später etwas nachdenklich machte. Mit allen anderen Klassenkameraden, Spielfreunden und Altersgenossen gehörte auch ich seit dem 10. Lebensjahr als Pimpf dem Deutschen Jungvolk an. Das erschien zu meiner Zeit als selbstverständlich, eine Pflicht wie Schulpflicht und spätere Wehrpflicht. Diese Zugehörigkeit hat niemand von uns hinterfragt, zumal Sport, Spiel und Leistungswettbewerb Freude machten und uns anspornten. Dazu aber wußte das System geschickt, beeindruckend auf uns einzuwirken, indem nachwirkende Gemeinschaftserlebnisse uns immer wieder vermittelt wurden. Dazu gehörte der Jungstammaufmarsch auf dem Kösliner Marktplatz.
Wir Jugendlichen im Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren, die wir im Stadtkreis Köslin wohnten, bildeten den Jungstamm Köslin. Er war in fünf nach Stadtregionen straßenmäßig abgegrenzte Fähnlein unterteilt. Dazu kam ein überregional gebildeter Fanfarenzug. Es waren also insgesamt sechs Einheiten aus jeweils etwa 100 Pimpfen.
Geprobt wurde zu diesem Aufmarsch zunächst auf dem Moritzplatz, oberhalb des Sportplatzes gegenüber der Mittelschule an der Moritzstraße. Ziel war es, die sechs Fähnlein in ein nach einer Seite hin offenes Quadrat in Marschordnung aufziehen zu lassen. Dazu mußten sechs sich sonst ausschließlich allein bewegende Einheiten zusammenwirken, um eine Großformation zu bilden. Das stellte Anforderungen weniger an uns Pimpfe, folgten wir doch nur Befehlen, aber an unsere Fähnleinführer. Dazu mußte nicht nur die Reihenfolge und Position der Einheiten stimmen, sondern auch deren Reihenabstand und Seitenrichtung, wenn wir damit auf dem Marktplatz an die Öffentlichkeit gehen wollten.
Als es endlich an einem der Dienstnachmittage soweit war, sich die Fähnlein und der Fanfarenzug mit ihren Fahnen und Fahnenbegleitern gleichzeitig sternförmig auf den Marktplatz zumarschierten, wurde das für jeden, der ein wenig Gefühl für öffentliche Inszenierungen hatte, schon zu einem kleinen Erlebnis.
Stand dann das Rechteck aus 500 bis 600 aufmarschierten uniformierten Pimpfen, sauber ausgerichtet mit der offenen Seite zum Friedrich-Wilhelm-Denkmal, begann das Melde- und Zählritual, bis schließlich – ‚die Augen rechts' – der Führer des Jungstamms, ausgewiesen in seiner Dienststellung durch seine weiße Schnur, vor der Front der gezähmten Horde erschien. Er nahm die Meldung entgegen, grüßte die angetretene Formation ….. ja, und dann? - So sehr das äußere Bild dieser zwei oder drei miterlebten Jungstammtreffen auf dem Kösliner Marktplatz mich damals auch beeindruckt hatte und mir bis heute deutlich präsent geblieben ist, so sind die dort sicher gefallenen politisch aufrüttelnden Worte, von der Versicherung des Endsieges bis zum Gruß an den Führer alle im Dunkel des völligen Vergessens verschwunden. Nur ein flüchtiges Bild vom Abschluß ist mir erhalten geblieben: Wie in den Minuten nach dem Wegtreten es in allen Straßen um den Markt herum von kleinen Gruppen uniformierter Pimpfe wimmelte, die alle wiederum sternförmig sich vom Markt weg bewegten, wie Ameisen, die aus ihrem Bau fliehen.
Heute wissen wir, wie eindrucksvoll und prägend derartige Gemeinschaftserlebnisse in jungen Jahren wirken können – zum Guten wie zum Schlechten. Das

Angegeben sind die Hauseigentümer und/oder Mieterfirmen von 1920 bis 1945.
Die vier Häuserreihen werden von der Marktplatzmitte aus betrachtet.

SÜDSEITE



6
Hotel „Kronprinz“
Hamburger Engros-Lager
Berthold Textilien



5
Magdalinski / Berndt
Zigarren, Lotterie
Kilian Süßwaren



4
Kelm Seifenhaus

3
Kelch / Schielcke
Fotografie
Ferdinand Wudtke
Bilder und Glas
Hermann Banselow
Zigarren

2
Conrad Tack
Schuhe



1
Rathaus,
von 1827 bis 1945

OSTSEITE



15
Restaurant
„Zum Klausner“

14
Damm Tücher

13
Stebner Textilien



12
Fritz Otto Ratsapotheke

11
ELERTA Seifen

10
Heinrich Enderscheit
Uhren
J. Rosenberg & Co.
Doil & Jankowski
Bücher
Witt Zigarren



9
Heinrich Frischer

8
Fiebrantz
Eisenwaren

7
Heinrich Frischer Textilien
Wilhelm Kedesdy Friseur
Friedrich Jablinski Sattlerei

NORDSEITE



21
Kreissparkasse in der Bildmitte,
hat als einziges Haus am Markt
den sowjetischen Einmarsch 1945
überstanden



20
William Strege
Schneiderei
Paul Wiechmann
Kolonialwaren
Topel Fotografie

19
Ortel & Co. Haushalts-
und Spielwaren



18
Alfred Hoffmann
Bücher
Richard Freter
& Janke Bücher

17
Paul Schröter
Schuhe, Textilien

16
Geschwister Simon
Schuhe
Danziger
Privat-Actien-Bank

WESTSEITE





30
Marie Schröder
Berliner Butterhandlung
Erich Rosenbaum Friseur
Paul Krüger Schuhe
Erich Schinkel Mehl
Dr. Karl Köhler
Rechtsanwalt und Notar
Paul Grimm Zigarren

29
Heinrich Avé-Lallemant
Hausrat
Inh. Paul Wittstock

28
E. Buske Blumen
Johannes Lange Dentist
Pietro dal Mas Eisdiele
Karsten Leder



27
Ernst Steffenhagen
Hofapotheke

26
Eduard Baruch Kaufmann

25
Richard Herrlinger
Eisenwaren



24
Kühl Kaufmann

23
Hermann Holznagel
Sattlerei mit der Pferdefigur
im Schaufenster

22
Franz Richnow Café

haben sich auf deutschem Boden das NS-System, länger und intensiver die FDJ in der DDR nutzbar gemacht. Stets wurde das Empfinden vermittelt, mitgestaltender Teil eines großen Ereignisses zu sein – und man gab sein Bestes, selbst nur als Mitmarschierer.
Gedanken auch solcher Art werden wach, wenn heute nach Jahrzehnten das Gespräch auf den Kösliner Marktplatz kommt. Es ist vieles verblaßt, mehr noch ist endgültig vergessen. Aber die Erfahrung, daß auch der Kösliner Marktplatz bis heute lebendiger Teil bildhafter Erinnerung selbst aus Zeiten früher Kindheit geblieben ist, zeigt einmal mehr, wie tiefe Bindungen sich an Zeiten in der Heimat erhalten haben."

Im Juli 1954 veröffentlichte die „Neue Kösliner Zeitung" Erinnerungen des im Juni 88jährig verstorbenen Kösliners E. H. Stein: „Köslin vor 80 Jahren durch die Augen eines Jungen". Einige Auszüge:
„Ich beehrte diese Welt durch mein Erscheinen im Kriegsjahr 1866. Auf die Ereignisse kann ich mich allerdings nicht besinnen, wohl aber auf die von 70/71, wachgehalten dadurch, daß wir mit gefangenen französischen Offizieren selbst in Berührung kamen. Sie gingen jeden Tag bei uns vorbei, um im Hotel ‚Deutsches Haus' (damals Angenheister) zu Mittag zu speisen, und beschenkten uns mit Briefmarken. Die verwundeten Offiziere konnten damals frei herumgehen, im Gegensatz zu den Stacheldraht-Bedingungen, die man jetzt unter dem Deckmantel der Menschlichkeit für notwendig hält. Auch damals schon muß die Bereitwilligkeit bei uns, den Verwundeten zu helfen, groß gewesen sein. Wir Kinder an der Ecke Markt 16 und Mühlenstraße saßen Tag für Tag draußen und pflückten Scharpie (unhygienisches Wundverbandmaterial aus Baulwoll- oder Leinenfasern), denn damals war Verbandwolle wohl noch unbekannt. Die Erinnerungen an jene Zeit blieben auch noch wach durch die Feierlichkeiten am 2. September (Tag von Sedan – entscheidender preußischer Sieg im deutsch-französischen Krieg 1870) mit dem Parademarsch auf dem Markt, leider aber auch durch die vielen Verwundeten, die über Land zogen. Für den Sedantag, an dem wir natürlich frei hatten, ließ sich mein Vater von Schlossermeister Kuchenbecker, der auch Eichmeister war, eiserne einen Meter hohe Kreuze machen, die mit Gas gespeist sich gut ausmachten und mit dem Kranz von Lichtern in den Fenstern vom Rathaus an bis über Bertinetti, Stein und Richnow wirklich recht viel zur Stimmung des Tages beitrugen und uns (heute) Alten unvergeßlich geblieben sind.

Zu jener Zeit und auch wohl noch einige Jahre später hielt man es für nötig, die früher so rebellischen Kösliner unter militärischer Zucht zu halten. Hier nötigte man wohl zwanzig Mann unter einem Seconde Lieutenant (Unterleutnant), wie sie damals hießen. Um 8:45 Uhr abends ertönte das erste Signal, und dann um 9 Uhr wurde der gute Soldat aufgefordert, zu Bett zu gehen. Zu den Tönen sangen wir: ‚Wo kommen denn alle Kaschuben her, es sind so viele, wie Sand am Meer? Aus Stolp, aus Stolp, aus Stolp.'
Bis ungefähr 1880 befanden sich auf zwei Seiten des Denkmals große Wasserbehälter zum Löschen, für die wir Markt-Löwen aber kein Verständnis hatten, denn

der Geruch war fürchterlich. Zu jener Zeit waren die Spritzen in einem Raum im Hotel ‚Kronprinz' in der Hohentorstraße untergebracht. Eine Feuerwehr entstand erst unter der rührigen Tätigkeit des Stadtbaumeisters Leptien. Es ist wohl schon einige Zeit her, seitdem die alte Einrichtung der Bekanntmachung eines Feuers durch das Heraushängen einer Laterne auf dem Turm der Marienkirche auf der Seite, wo das Feuer war, abgeschafft worden ist und ein Telefon die Arbeit übernommen hat. Von den schauerlichen Horn hatte man sich aber wohl nicht getrennt.
Vor dem Angenheisterschen Gasthof, nachher ‚Deutsches Haus', standen in den siebziger Jahren oft große Planwagen, die schlesische Leinensachen brachten. Aber dieser Handel mußte auch wohl der Eisenbahn weichen.
Für uns gab es natürlich nur einen Laden, und das war Werckmeister & Retsorf, hauptsächlich wegen der kleinen Pfefferminzplättchen, die dann halfen, den Lebertran (und es war auch Tran) runter zu kriegen, den der Herr Papa gütig lächelnd im Teelöffel reichte."


Nordwestecke

Auch Dorothea Manzke, geborene Keilich, aus Gollendorf schwärmt heute noch von dem Kösliner Markttrubel im allgemeinen und besonders von den großen Zapfenstreichen:
„Rund um den Markt waren hunderte von Soldaten, auch berittene, aufgestellt, die Pechfackeln in den Händen hielten. Auf Kommando wurden sie angezündet. In der Mitte des Marktes standen Militärkapellen, die dann spielten; es war alles sehr feierlich, aber auch etwas unheimlich. Köslin war ja schon hunderte von Jahren eine Garnisonsstadt, es war Tradition.
Mein Großvater ging jede Woche zum Markt in Köslin, um dort hauptsächlich Fisch einzukaufen. Die Fischerfrauen kamen an jedem Markttag über den Fischersteig durch den Buchwald. Sie trugen ihre Fische, meistens Dorsch und Flundern, in großen Spankörben. Sie hatten ihre Plätze ganz vorne am Markt. Sollte mittags ein Fisch noch nicht verkauft worden sein, wurde der schon einmal für einen Groschen abgegeben, selbst ein großer Dorsch. Großvater nahm mich schon als kleines Kind immer mit zum Markt; da kaufte er mir dann auch herrlichen Kuchen, sogenannte ‚Liebesknochen', die ich immer essen wollte. Es gab ja viele Bäcker."

Friedrich Ott beschreibt das Marktleben auf der „Kösliner Heimatseite" der „Pommerschen Zeitung" vom 16. Februar 1957:
„Wir Kösliner hatten es ‚warrafftich' – diesen Ausdruck wähle ich, da man ihn recht oft auf dem Kösliner Markt hörte – nicht nötig, nach Bagdad oder Konstantinopel

zu reisen; ein Besuch auf unserem Wochenmarkt verabfolgte uns einen ebenso reichhaltigen Anschauungsunterricht besonderer Art.
Betrat man von der Mühlentorstraße aus den Marktplatz, so stieß man auf Original Nummer eins, Mutter Birrsch. Sie betrieb eine Kaffeebude, wie man sie noch in späteren Jahren beobachten konnte. Ihre besondere Spezialität war das selbst gebackene Brot. Dieses wurde nach einem Rezept hergestellt, wie es heute nicht mehr erlaubt ist. Der Teig wurde mit Quetschkartoffeln durchgeknetet. Dieses Verfahren wurde noch bis zuletzt auf dem Lande angewandt, um dem Brot einen besonderen Beigeschmack zu geben; aber die Polizei weiß nun einmal alles besser. Dieses ‚Café Birr' war der Treffpunkt der großen Welt, von Seidel bis Großmöllen, von Schwemmin bis Kluß. Hier saßen, besonders bei kalter Witterung, die Landfrauen, die Hände um den wärmenden Henkeltopf geschlungen. Das große Wort führten meist die Fischerfrauen. Es fiel manch derbes Wort, eigentlich für die Ohren eines ‚jungen Mannes' von fünf Jahren, der ich damals war, nicht bestimmt und, Gott sei Dank, auch nicht immer verstanden wurde. Von Goethe und seinem ‚Götz von Berlichingen' hatte ich damals noch keine Ahnung; doch das bewußte Zitat habe ich schon als Fünfjähriger vor Mutter Birrschens Kaffeebude gelernt. Doch jetzt wird's Zeit, daß wir weiterwandern.
Am ‚Kurfürsten', wie das Denkmal Friedrich Wilhelms I. von den alten Köslinern genannt wurde, konnte man bestimmt Oskar Laaßmann stehen sehen. Etwas nach vorn gebeugt, denn an Markttagen hatte er seinen großen Tag. Dies führte zur Gleichgewichtsverlagerung. Wir Jungen konnten natürlich nicht umhin, ihn zu necken: ‚Laaßmann, da liegt n' Groschen', redeten wir ihn meistens an. Doch er war Kinderfreund und sagte nur: ‚Na laaß man.'
An der Rathausecke hatte Mutter Geritz ihren Stand. Jahrzehntelang, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, auch in Sonnenfleckenjahren, saß diese pflichtbewußte Dame Tag für Tag auf ihrem Posten zwischen Obst und Gemüse. Erst die Dämmerung zwang sie allabendlich zum Rückzuge. Auch die jüngeren Kösliner werden sich ihrer wohl noch erinnern.
Einen ganz besonderen Reiz bot uns Jungen aber immer ein Besuch des Fischmarktes an der Marienkirche. An feste Preise, die des Morgens durch eine Preisüberwachungsstelle festgesetzt wurden, war damals noch nicht zu denken. Darum ging es bei diesem Geschäft auch nie ohne Handeln ab – nirgends wurde so gedretscht wie auf dem Fischmarkt. Wer gut dretschen konnte, kaufte die Fische zum halben Preis. Besonders vorteilhaft kaufte der, der mit den Fischerfrauen platt sprach. Kam aber eine gut angezogene Dame mit ihrem Dienstmädchen, so mußte diese den Preisverlust wieder ausgleichen. Ging man die Reihe der Fischstände ab, so konnte man auf einmal eine Stimme singen hören: ‚Ach do leiw Jott im hore, hore Himmelstron, leiw Fru, Sei glöwe goarnich, wo schwoar dat wie dat häwe!' Die Fischerfrauen hatten es wirklich zu damaliger Zeit sehr schwer. Die Männer fuhren des Nachts auf See, halfen vielleicht noch beim ‚Pulen', also dem Herauspellen der Fische aus dem Netz. Wenn sich die Männer dann noch einen kräftigen Flaschenzug in die Rotkarierten gelegt hatten, begann die Arbeit der Frauen.

Mit ihrer Fischlast wurden sie über den Jamunder See nach Puddemsdorf übergesetzt. Von dort ging es dann zu Fuß den Fischersteig entlang durch den Buchwald. Wer die Fische in der ‚Lische', einem hölzernen Karren, hatte, der benutzte eine Karre. Beliebter aber waren die weichen anschmiegsamen Spankörbe. Diese wurden mit alten zusammengerödelten Netzen auf dem Rücken getragen. Die Röcke wurden bis an die Knie hochgeschürzt, und so ging es im Eilmarsch zum Kösliner Fischmarkt. Dort saßen dann die armen Fischerfrauen bei Wind und Wetter und wollten ihre Fische um jeden Preis loswerden."

Edith Voigt, geborene Strahl, schrieb am 15. Juni 1957 auf der „Kösliner Heimatseite" in der „Pommerschen Zeitung":
„Ja – da stand nun also das Denkmal auf dem Markt. Eines Tages entdeckten wir auf dem Kopf des Königs einen grünen Schimmer. Der Fleck wurde größer und entpuppte sich als eine kleine Eberesche. Es mochte wohl ein Vogel das Samenkorn dorthin getragen haben. Das Bäumchen war etwa schon handhoch, als das Denkmal gereinigt wurde. Mein Vater sorgte dafür, daß es im Rathaushof eingepflanzt wurde. War es doch dem Kopfe Friedrich Wihelms I. entwachsen, ähnlich wie die Athene dem Haupte des Zeus. Als es einen guten Meter hoch war, wurde es auf dem Braunplatz neben der Timmschen Villa, in der später Herr Dr. Gellert wohnte, ausgepflanzt. Dort entwickelte es sich zu einem stattlichen Ebereschenbaum, der in der Heimat bleiben durfte und den ich noch einmal besucht habe, ehe wir Köslin verlassen mußten."

Der aus Nedlin stammende Lehrer Paul Kühl erheiterte die Leser der „PZ"-Ausgaben vom 26. Mai bis zum 25. August 1956 jeweils auf der Kösliner Heimatseite mit seinen hauptsächlich dörflichen „Jugenderinnerungen aus Köslin". Am 7. Juli schreibt er: „In der Beerenzeit zogen die Dorfkinder in die Wälder, meistens in Gruppen, um sich einige Groschen zu verdienen. Die Beeren, in der Hauptsache Preiselbeeren, wurden in die zwei Meilen entfernte Stadt Köslin gebracht und auf dem Markte zum Verkauf angeboten. Ich war vielleicht etwa elf Jahre alt, da ließ auch mich diese Möglichkeit, den Spartopf zu bereichern, nicht ruhen. In einigen Tagen hatte ich zwei Metzen (Acker- beziehungsweise Hohlmaß; letzteres in regional sehr unterschiedlichen Literangaben) Preiselbeeren gepflückt und gut verlesen. Am Sonnabend schloß ich mich einigen Frauen und Kindern an, die mit ihren Körben nach Köslin zogen. Mit ihnen stellte ich mich auf den Marktplatz, wartend, was sich nun begeben würde. Allmählich kamen nun auch die feinen Stadtfrauen mit ihren Sonnenschirmen in der Hand – so ein Ding war mir übrigens neu, es war bei uns zu Hause nicht in Gebrauch – und sahen sich unsere Ware an. Sie bemäkelten den hohen Preis und gingen von einem zum anderen. Ich verlangte wie die anderen für die Metze 30 Pfennig, aber niemand machte Miene, mir meinen Bestand abzukaufen. Als ich so eine Stunde gestanden hatte, war mir die Sache schon mächtig über, außerdem meldete sich bei mir ein unabwendbar dringendes Bedürfnis. Wohin mit den Preiselbeeren? Die Sache wurde immer kritischer, und ich entschloß mich, den Stadtfrauen einen besonderen Anreiz dadurch zu bieten, daß ich mit dem Preis für zwei Metzen auf

55 Pfennig herunterging. Und Gott sei gepriesen! In der höchsten Not, die innerlichen Beschwerden waren dem Kulminationspunkt (Gipfel) bedenklich nahe, erschien eine Stadtfrau und kaufte mir den Segen ab. Wie ein Wilder stürmte ich in den Bierkeller von Riesler in der Nähe des Marktplatzes, ließ mir für einen Sechser (fünf Pfennig) eine Flasche Malzbier geben und hatte damit gleichzeitig die Berechtigung erkauft, mich von meinen Nöten zu erlösen."



Südseite

Auch Martin Scholz aus der Buchwaldstraße 7 war und ist ebenfalls ein guter Kenner des Kösliner Marktes, das hat er mit Beispielen im „Köslin-Kurier" und der „Pommerschen Zeitung" bewiesen. Kürzlich plauderte er noch einmal schriftlich über seine Zeit als Fünfzehnjähriger. So konnten Ortsfremde einen gehörigen Schreck bekommen, wenn er oder sie am „Cafe´ Richnow" an der Ecke Rosmarienstraße vorbei Richtung Rathaus ging.
Denn urplötzlich schritt man neben einem ausgewachsenen Pferd daher. Nein, es stand nicht „auf dem Flur" nebenan, sondern im Schaufenster der Sattlerei Hermann Holznagel, und war mit komplettem Geschirr in glänzendem Leder zu bewundern – eine ebenso glänzende Werbeidee.
„Sonnabends an den Markttagen kamen ja die Bauern aus den näher gelegenen Dörfern in die Stadt, um ihre Produkte zu verkaufen – teilweise auch mit lebendem Vieh, also Hühner, Gänse, Enten, Ferkel und Kaninchen. Es gab bei manchen Kösliner Stadtwohnungen hinten im Hof Stallungen, in denen die Ferkel gefüttert wurden, um sie in der Weihnachtszeit zu schlachten.
Aus der Tür des Seifenhauses Kelm, Markt Nummer 4, trat immer ein toller Duft. Nun noch zu einem anderen Laden, das war unser Schuhgeschäft Geschwister Simon – ‚unser Schuster'. Es war alles etwas dunkel in dem Laden, weil wegen der engen Mühlentorstraße wenig Licht von draußen hereindrang. Gleich rechts neben der Schaufensterwand stand folgender Spruch: ‚Borgen mag ich nicht, denn ich hab's erfunden: Erst wird man die Ware los und zweitens auch den Kunden.' Die Verkäuferin – sie trug wie wohl alle Schuhverkäuferinnen damals einen schwarzen Satin-Kittel – hieß Fräulein Krey. Man legte noch Wert auf das ‚Fräulein', auch mit 70 Jahren. Der Schuhmachermeister hieß Lemke."
Sein Sohn Günter ist heute aktiv in der Heimatkreisgruppe Köslin. Beide haben sich kürzlich während eines Kösliner Treffens in Minden auch über diesen Laden unterhalten.

„Wir hatten in unserer Nähe zwei Eisenwarengeschäfte, die ich öfter besucht habe. Zu Fiebrantz, Am Markt 8/9, bin ich während des Krieges oft gegangen, um Drahtrollen für Kaninchenstalltüren zu kaufen, wenn es denn welche gab. Vater war Soldat und baute mir im Urlaub einen Kaninchenstall."

Eine vielen Köslinern bekannte Rogzowerin teilte telefonisch mit, daß sie bei der abendlichen Heimfahrt in ihren Ort immer fasziniert war von der hellen Beleuchtung der Außenfront des Hotels „Zum Kronprinz". Auch könne sie sich gut an den nickenden Mohr vor dem Gebäude des „Kaiser's Kaffeegeschäft" erinnern und an den Gewissenskonflikt vor der Eisdiele von Pietro dal Mas: entweder ein Eis für 50 Pfennig und dann zu Fuß nach Rogzow oder die Heimfahrt. Beides ging nicht. Bei dem blau-weißen mobilen Eiswagen mochte sie am liebsten das Eis zwischen zwei Waffeln schlecken.

Alfred Heinrich beschreibt auf der Köslin-Seite der „Pommerschen Zeitung" vom 22. September 1990 unter anderem einen „Markttag in Köslin im Jahre 1932":
„Mein Vater war Gärtnermeister auf dem Rittergut Bonin und beschickte vom Frühjahr bis zum späten Herbst den Markt in Köslin. Mein Bruder und ich, zwölf und vierzehn Jahre, zogen mit dem Gärtnerlehrling Hugo Buttke aus Seidel und einem ziemlich großen Handwagen aufs Feld und holten alle Arten von Kohl, Möhren und Gurken zur Gärtnerei. Wir mußten alles, was gewaschen werden sollte, gründlich säubern und gleichmäßig bündeln. Fielen je nach Jahreszeit Blumen an, wurden auch Sträuße gebündelt. Samstags früh wurde der grüne Wagen beladen und angespannt. Dann ging es über Kopfsteinpflaster durch das kleine Dorf. Wir überquerten die Kleinbahnschienen Köslin – Bublitz – Pollnow, und auf der Tannenallee erreichten wir die Landstraße nach Köslin. Am Krettminer Berg mußte sich das Pferd etwas mehr ins Zeug legen. Durch Wilhelmshof am Friedhof vorbei erreichten wir endlich Köslin.
An der Kreuzung am Hotel ‚Kronprinz' regelte ein Schutzmann den Straßenverkehr. Der Markt wurde umrundet, bis der Platz gegenüber der Ausspannung erreicht war. Böcke und Tischplatten wurden geholt und der Stand werbewirksam aufgebaut. Schon beim Abladen kamen die ersten Kunden. Meine Eltern hatten durch freundschaftliche Beziehungen beim Platzanweisen fast immer einen Eckstand, und zwar in der Nähe des Verkaufs der Kränze. Im Herbst nach der großen Kohlernte wurde der grüne Wagen bei den Bauernwagen eingereiht, und wir verkauften Kohl nach Größe vom Wagen. Unsere Preise wurden von den Hausfrauen nicht immer akzeptiert. Ein großer Kohlkopf für fünfzehn Pfennige ging dann mitunter auch für zehn Pfennige weg. Hin und wieder gönnten wir uns nach geraumer Zeit auch mal ein Eis für einen Groschen. Der Eiswagen stand an der Marktecke gegenüber dem Rathaus.
Schön war es, alles vom erhöhten Wagen zu beobachten. War das ein Leben und Treiben auf dem Markt! Immer wieder hörte man das Bimmeln der Straßenbahnen, die sich, da eingleisig, hier am Markt begegneten. Gegen Mittag machte Mutter ihre Besorgungen. Ob nun bei Wunderlich, Sommerfeld, Fiebrantz oder Tischler Bauer in der Baustraße – es gab genug zu erledigen. Wir Kinder hat-

ten einen erlebnisreichen Tag hinter uns und freuten uns schon wieder auf den nächsten Markttag.“

Auch Hans Hameyer kommen Erinnerungen beim Betrachten seiner Köslin-Bilder. Er schreibt in der „Pommerschen Zeitung“ unter anderem:
Neben dem Foto vom Gollenturm „hängt ein Bild vom Marktplatz, im Hintergrund die Marienkirche. Und auch hier kommen die Wege zurück ins Gedächtnis zu den dort etablierten Geschäften, dem Kaufhaus an der Ecke, Härtel; dem Geschäft Fiebrantz, der Apotheke Steffenhagen, dem Lokal an der Ecke Badstüberstraße. Und dann bleibe ich natürlich beim Spielzeugwarenladen Ortel stehen und muß hineinschauen, während es die Eltern zur Buchhandlung Hoffmann/Freter weiterzieht. Auch an die Kreissparkasse denke ich, deren Gebäude den ‚ganzen‘ Markt putzt, weil so markant an der Ecke zur Kleinen Baustraße. Und Café Richnow, ja, da holte ich doch die unnachahmlichen Pameln (Roggenbrötchen, eine sehr beliebte Kösliner Spezialität, deren Bäcker „Pamel-Quetscher“ genannt wurden – der Verf.).
Auch auf dieser Seite eine Apotheke, die vom Apotheker Otto betrieben wurde. Und beim Laden Avé-Lallement ist so elegantes Geschirr ausgestellt, Ästhetik pur. Und wie oft zählten wir vor der Eisdiele unser Kleingeld zusammen, ob es denn reichen würde, denn viel hatten wir Schüler damals nicht zur Verfügung. Nun kommt der Laden von Friseur Rosenbaum, und das Geschäft für Zigarren und Raucherzubehör Grimm schließt sich zur Neuentorstraße hin an. Weiter in der Runde kommen wir am Rathaus vorbei, und die Durchgänge im Parterre, die lassen das Versteckspiel aufkommen, das wir doch bis zum Ankommen der Busse aus Richtung Bahnhof zum Friedhof nach Krettmin, nach Rogzow zu ‚Kirsch‘s Bürgergarten‘ und zum Gollen, Weitermarsch zum Kaffeetrinken bei ‚Kuse‘, betrieben haben.
Im Schuhgeschäft ‚Tack‘ erinnere ich mich an die ‚Beschäftigung der Kinder‘ in einem kleinen Auto und an den Apparat, in den wir die Füße hineinzustecken hatten, damit die Verkäuferin sehen konnte, ob die Schuhe wohl die richtige Größe hätten. Beim Seifenhaus ‚Kelm‘ wurden wir Kinder immer freundlich von der Dame am Pakettisch empfangen, denn sie hatte immer ‚etwas für Kinder‘. Ja, und beim ‚Hotel zum Kronprinz‘ stand doch, majestätisch, wie ich fand, der Portier und wartete auf Kundschaft.“

Bergstraße, „Bummel“- und Flaniermeile;
„Oh zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
der ersten Liebe goldne Zeit.
Das Auge sieht den Himmel offen,
es schwelgt das Herz in Seligkeit...“
aus Friedrich Schiller,
„Das Lied von der Glocke“



Selbstverständlich muß in diesem Reigen der Erinnerungen die in den 1930er Jahren umbenannte Bergstraße erwähnt werden. Nicht, weil sie die wichtige Kösliner Hauptgeschäftsstraße war, sondern weil in ihr der noch viel wichtigere „Bummel“ stattfand. Dort traf sich nämlich in den frühen Abendstunden die Kösliner Jugend – nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsene – und schlenderte zwischen dem Markt und dem Kleinen Wall hin und her. Viel wurde beim Ausführen der neuen Garderobe auf dieser „Rennbahn“ getuschelt nach dem ewigen Motto: „Wer geht mit wem?“, und der erste Liebeskummer war manchmal auch nicht weit.
Eines Tages unterbrach lautes Peitschenknallen, verbunden mit wildem Pferdegetrappel und schrillem Räderquietschen diese Idylle. Willie Hackbarth hatte wieder einmal mit dem Gespann vom Neugriebnitzer Hof seines Vaters im Galopp übermütig Aufsehen erregt.

Ja, so war das – damals „am Markt von Köslin“.

Gleich einem Kleinod anmutreich in deiner Wälder Grün –
wie lagst du dort gebettet weich: mein freundliches Köslin.
(frei nach Hermann Kasten)

Den folgenden hier gekürzten Erlebnisbericht aus der Jugend und Arbeitswelt des späteren Fliegers Alfred Jastrow veröffentlichte „Die Pommersche Zeitung“ auf ihrer Kösliner Heimatseite am 26. April 1958. Er beschreibt einen Ausschnitt aus den letzten sieben Jahren des viel besungenen alten „freundlichen Köslin“.

Die Räder drehen sich wieder
„März 1938 in Köslin. Zum ersten Mal in diesem Jahr brennt die Sonne so warm auf die Pappdächer unserer Stadt, daß wir an den Frühling glauben. Der eiserne Ofen in der Expedition der Firma Hoge & Wunsch steht wie erstarrt; er wird nicht angeheizt. Ich bin Lehrling in der Firma, jüngster Stift des Hauses, dem (damals) wie allen jüngsten Lehrlingen in der Welt tausend kleine Pflichten obliegen. Wie jeden Morgen radle ich ins Geschäft. Man fährt die Strecke wie im Schlaf: Bublitzer Straße, Holzmarkt. Hohetorstraße, Markt, Neuetorstraße. Bin ich zu spät? Wie ich heute hochblicke, stockt mir der Atem. Schwarze rauchende Fensterkreuze hängen an dem weißen Giebel. Wo sich sonst das wuchtige Walmdach über den Giebel wölbte, spreizt sich verkohltes Gebälk. Es reckt sich in den Himmel, drohend, nackt, dürr, wie kahle Zweige im Herbst.
Hoge & Wunsch brennt!
Nun erst sehe ich die Menschen, die neugierig die Straße säumen. Nun erst steigt mir der typische Brandgeruch in die Nase. Aber ich will es noch nicht glauben. Ich glaube es erst, als ich auf den Hof komme. Über den First zu Schröders Scheune hin züngeln die letzten Flämmchen. Nebenan lagernriesige Mengen Wintergetreide. Gott sei Dank hat die Wehr den Brand unter Kontrolle. Ich sehe eigentlich nur noch das Finale. Wir haben eine Kette gebildet und langen heraus, was sich

noch greifen läßt. Schokolade, Pralinen, Rauchwaren. Zwischen den Türangeln Ruß und Rauch. Vor den Kontorfenstern angesengte Gardinenreste. Gestern haben wir noch die Reisecke vollgeknallt und einen vollen Lastzug Zucker entladen. Nun trieft der Zucker durch die aufgeweichte Decke und verläuft sich am Boden zu einer klebrigen gelben Brühe.
Wir räumen auch noch den Keller aus. Das Löschwasser steht hier knöchelhoch. „Jetzt schwimmen die Ölsardinen!“ sagen die Leute auf der Straße. Wir aber schleppen. An jedem Arm ziehen fünfzig Pfund. Bis die Polizei stoppt, weil der Dachstuhl runterkommen könnte. Er kommt nicht runter.
Wir versorgen das gesamte Kreisgebiet, darüber hinaus Teile des Kreises Kolberg und vornehmlich den Landkreis Schlawe. Und was sollte nun werden? Nun schienen alle Räder auf einmal stillzustehen. Vier Nächte durch hielten wir Brandwache. Dann wurde es still auf dem Hof.
Die Firma wurde erstmalig in Bromberg gegründet. Dann hatte der Weltkrieg und die Abtretung der deutschen Ostgebiete an Polen die Inhaber der Firma zu einem neuen Anfang in Köslin gezwungen. Und nun hing das alte Firmenschild so gut wie unbeschädigt an dem rauchschwarzen Giebel, wie ein Symbol. Auch dieses Mal würden sich die Räder wieder weiterdrehen!
Während die Brandkommission noch die ersten Erhebungen nach der Ursache des Brandes führte, richteten wir uns auf dem Privatgrundstück Neuetorstraße 69 neben unserer Destillation ein. Das Zwiebellager wurde zum Büro, die Lieferanten angeschrieben. Unaufhörlich klapperten die Schreibmaschinen und ging das Telefon. Inzwischen wurde das Lewinbergsche Grundstück in der Alten Bahnhofstraße übernommen und notdürftig hergerichtet. Wenige Tage später rollten die ersten Waren an, der neue Speicher füllte sich.
Die Räder drehen sich wieder.
Neben dem neu gekauften Speicher gegenüber der Pferdehandlung Henke entstand ein zweckmäßiger Neubau. Herr Wunsch und Herr Hoge gaben nicht auf, und ihre beiden engsten Mitarbeiter, Herr Buth und Herr Müller, standen ihnen dabei zur Seite. Unternehmergeist und Energie trieben den Wiederaufbau zügig voran. Der Kundenkreis wurde erweitert, der Kraftfahrpark vergrößert. Das Pferdegespann der Firma verschwand aus dem Stadtbild. Eine hoffnungsvolle Zukunft schien sich für die wieder aufblühende Firma abzuzeichnen.
Doch dann kam der Krieg. In seinem Gefolge Bezugsscheine, Benzinzuteilungen, Einberufungen. Die Firma Hoge & Wunsch versorgte die Stadt- und Landbevölkerung mit dem Allernotwendigsten. Fast sechs Jahre hindurch, bis zum März 1945. Dann allerdings rollten die grauen Wagen dieser Lebensmittel-Großhandlung nicht mehr über die heimatlichen Landstraßen.
Nun standen überall die Räder still.“

Das einst so freundliche Köslin war plötzlich Vergangenheit.

Vor 331 Jahren geboren:
Friedrich Wilhelm I. – Köslins bedeutendster Förderer

Ein „Soldatenkönig“ ohne Kriege

„Er war ein Teufelskerl, ein Berserker, ein Wüterich, ein Prügelfetischist und wiederum der friedlichste König seines Jahrhunderts, ein Wohlfartsfanatiker, ein Finanz- und Ökonomie-Genie, der erste Staatssozialist der Geschichte, ein deutscher Revolutionär in französierter Umwelt, und vor allem: der mutigste Verfechter der Menschenrechte, der Preußen zum Hort der Toleranz machte. Kurz: Er war die widersprüchlichste, die originellste, die verblüffendste Figur der preußischen Geschichte.“ So beschreibt der 2005 verstorbene, aus Ostpreußen stammende Berliner Historiker und Journalist Dr. Wolfgang Venohr den „Soldatenkönig“.

Als am 14. August 1688 in dem brandenburgischen Schloß zu Berlin-Cölln ein gesunder Kurprinz geboren wird, nimmt dieses außerhalb des Hofes kaum jemand zur Kenntnis. Der Prinz wird auf die Namen seines Großvaters, des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1620 – 1688), getauft, der drei Monate vorher starb. Seine spätere Kindheit fällt in die Zeit des von Ludwig XIV. provozierten Pfälzischen Erbfolgekrieges von 1688 bis 1697, denn vier Jahrzehnte nach dem Ende des dreißigjährigen Gemetzels ringen die europäischen Groß- und Mittelmächte schon wieder um das bereits damals arg strapazierte „europäische Gleichgewicht“. Armeen des „Sonnenkönigs“ waren in Friedenszeiten in das Reichsgebiet eingedrungen und verwüsteten Städte und Dörfer. Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Leopold I., Erzherzog von Österreich und König von Böhmen und Ungarn (1640 – 1705) hat sich mit England, Spanien, Holland und Savoyen verbündet, die ihrerseits Frankreich nicht zu mächtig werden lassen wollen.

Schon der Steppke Friedrich Wilhelm war brennend interessiert an den vielen Berichten über die besonders erfolgreichen brandenburgischen Truppen, die seit Mai 1689 „für Kaiser und Reich“ sowohl gegen die Franzosen als auch gegen die Türken kämpften. In Pommern und in den Marken standen nur noch knapp 10.000 Milizen.
Da Friedrich Wilhelm nicht erzogen, sondern nur umsorgt wurde, geriet er schnell zu einem kleinen Tyrannen, der jedem seinen Willen aufzwang. Diese Praxis sollte er bis zu seinem Tod beibehalten können. Von Anfang an sträubte er sich gegen alles, was ihn irgendwie in eine vorhandene Norm pressen sollte. Er gab sich äußerst männlich, begeisterte sich für Soldaten, Bauern und Handwerker und verachtete allen „Weiberkram“, zu dem er auch Kunst und Wissenschaft zählte. Bald meinte er: „Ein Quentchen Mutterwitz ist mehr wert als alle Universitätsbildung.“ Bezeichnend für ihn war seine starke Abneigung gegen den damals vorherrschenden Zeitgeist, alles Französische nachzuahmen. Der Kurprinz verachtete diese „ganze dekadente, amoralische, verlogene Lackafferei“, eben den „Franzosenteufel“. Schon früh erkannte man seine enorme rechnerische Bega-

bung und seinen stark ausgeprägten Hang zur Sparsamkeit, der später mitunter die Schwelle zum Geiz überschreiten sollte.
Seine wohl erste direkte Begegnung mit einem Pommern hatte er während der freiesten Zeit seines Lebens, am 12. Juli 1700, einen Tag nach der Unterzeichnung der Stiftungsurkunde für die Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch seinen Vater, Kurfürst Friedrich III. (1657 – 1713), Markgraf von Brandenburg, Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches und Herzog in Preußen. Zusammen mit seiner Mutter, Sophie Charlotte, Prinzessin von Braunschweig und Lüneburg, die als die intelligenteste, gebildetste und schönste Fürstin ihrer Zeit galt, hatte Friedrich Wilhelm eine große Maskerade in Form eines Jahrmarktes arrangiert. Solch eine derbe, ulkige Volksbelustigung entsprach weitaus mehr seinem Geschmack als das steife höfische Getue. Er bedankte sich bei dem Feldmarschall Jacob Heinrich von Flemming aus einem hinterpommerschen Uradelsgeschlecht mit kräftigem Händedruck für dessen Reim am Schluß des Festes: „Vivat Friedrich und Charlott! Wer's nicht so meint, ist ein Hundsfott." Derlei Titulierungen sollten bei Preußens noch oft vorkommen…

Ein halbes Jahr später wurde aus dem Kurprinzen ein Kronprinz, denn Friedrich III. hatte endlich das beharrlich Angestrebte erreicht: Am 18. Januar 1701 krönte er sich selbst in seiner Geburtsstadt Königsberg zum König in Preußen. Daß dies überhaupt möglich war, hing von sich ergänzenden Voraussetzungen ab. Erstens: Mit Ostpreußen besaß Friedrich III. ein Herzogtum, das damals nicht Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war – glücklicherweise, denn nur auf solch einem Gebiet war eine Königskrönung für ihn möglich. Zweitens: Der Große Kurfürst hatte das Land 1657 von der polnischen Lehnshoheit befreit. Drittens: Kaiser Leopold I. war Friedrich gut gesinnt, denn er brauchte brandenburgische Truppen für den Spanischen Kabinettskrieg gegen Ludwig XIV. um die Erbfolge, da König Karl II. von Spanien plötzlich kinderlos gestorben war.



Friedrich Wilhelm als Kurprinz
Gemälde von Gedeon Romandon

Als Mitglied des nun preußischen Staatsrates erkannte der ebenso kühle Rechner wie engagierte Beobachter Friedrich Wilhelm zu seinem Entsetzen schnell das ungeheure Ausmaß an Korruption, Filzwirtschaft und Schlamperei auf der Basis überhöhter Steuern, das in dem noch jungen Preußen unter der Federführung

des Premierministers Johann Kasimir Kolb(e) Graf von Wartenberg herrschte, und zu dem sich auch noch die auf Eitelkeit beruhende Verschwendungssucht seines Vaters gesellte. Ein schwacher Trost für den jungen Thronfolger, daß die Nachbarhofstaaten es genauso trieben, ein ebenso schwacher Trost für uns Heutige, daß es damals schon so war wie derzeit in Europa immer noch. Aber seinerzeit mit einem entscheidenden Unterschied zu heute – und in diesem spiegelt sich die Größe Friedrich Wilhelms: Er konnte, wollte und würde dies ändern, und zwar gründlich!
Entsprechend fiel sein erstes Gutachten im Staatsrat aus. Vor allem sollte das Heer beträchtlich vergrößert werden. Doch da man ihn zu kennen glaubte und er inzwischen Chef eines Infanterieregimentes war, lächelte man noch über sein vermeintliches Soldaten-Faible. In Wahrheit war dies bereits eine ökonomische Überlegung: Geld, das für die Landesverteidigung benötigt wird, kann nicht mehr in die erkannten dunklen Kanäle fließen.
Das von der Pest befallene Ostpreußen, das 1708 und 1709 auch unter schrecklicher Hungersnot litt, während der die Hälfte der Einwohner an Typhus starb, erhielt von Friedrich I., wie er jetzt hieß, nicht nur keine Hilfe, sondern es wurde sogar am Hof weiter gepraßt.
Friedrich Wilhelm hingegen kämpfte im Herbst 1709 stolz an der Seite Prinz Eugens von Savoyen und des Herzogs von Marlborough in der Schlacht bei Malplaquet nahe der Stadt Lille, wo die Franzosen insbesondere durch den Einsatz der Preußen entscheidend geschlagen wurden. In dieser Zeit begann er zusammen mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau (1676 – 1747), dem „Alten Dessauer", das gesamte Heerwesen zu revolutionieren. Sie führten nicht nur den „preußischen Drill" ein, sondern darauf aufbauend die Lineartaktik: geschlossen feuern, geschlossen vorrücken, geschlossen feuern und so weiter.Während dieser Jahre übernachtete Friedrich Wilhelm gerne bei seinen Reisen nach Königsberg und zurück am Kösliner Markt.

Nach dem Tod des ersten preußischen Königs am 24. Februar 1713 herrschte unter den Brandenburgern, Pommern, Ostpreußen, Westfalen und Rheinländern – sprich: den Preußen – keine Trauer. Einzig Berlin hatte dem „schiefen" König Friedrich I. viel zu verdanken. Die Beisetzung seines Vaters war die erste und letzte Prunkhandlung, die Friedrich Wilhelm I. während seiner 27jährigen Regierungszeit anordnete. Unmittelbar nach der Übernahme der Königswürde stellte er alleine und in wenigen Tagen seinen Staatsetat auf. Dieses Tempo behielt er Zeit seines Lebens bei, das „Cito!" (schnell) war seine häufigste schriftliche Randbemerkung. Er begann mit einer wohl einmaligen Konsequenz zu streichen, zu reduzieren, aufzulösen, zu verkaufen, zu vermieten, zu verpachten, zu versteigern, abzuschaffen, zu verabschieden, davonzujagen, des Amtes zu entheben, verurteilen zu lassen, zurückzahlen zu lassen. Mit den Beamten fing er an. Er reduzierte ihre Zahl beträchtlich sowie die Gehälter und Pensionen der verbleibenden von 276000 auf 55000 Taler.

1716 reparierte Friedrich Wilhelm den Stettiner Verwaltungsapparat, was vorher schon in Berlin und Königsberg passiert war. Er ernannte einen Stadtpräsidenten, der gleichzeitig Vorsitzender der Pommerschen Kriegs- und Domänenkammer (bis 1808 Zentralbehörde der preußischen Provinz Pommern) sowie pommerscher Steuerrat wurde. Das bedeutete: weg von dem üblichen Städte- und Standesdünkel und hin zur Verantwortlichkeit dem Gesamtstaat gegenüber. Auch gegen die Advokaten – nach Einschätzung Friedrich Wilhelms genau wie Beamte und Intellektuelle nur „Blackschisser“ und „Dintenklexer“, darauf aus, „sich recht fett zu machen“ – ging er vor. Die Justiz sollte „schnell, unparteiisch, mit reinen Händen, gleich für arm und reich, hoch und niedrig“ richten. (Bitte noch einmal lesen, wir stehen am Anfang des 18. Jahrhunderts.) Richter, die dagegen verstoßen würden, erhielten Strafandrohung. Welcher Regent vor Friedrich Wilhelm I. hatte etwas Derartiges bewirkt?



Hatte der Hofstaat 1712 unter seinem Vater noch 600 000 Taler verschlungen, begnügte er sich mit 150 000. Dieser zweite Preußenkönig kontrollierte alles: von den Gebissen seiner Pferde über die Abrechnung seines Hofkochs, die Ordnung und Pünktlichkeit, ja sogar die Sauberkeit seiner Untertanen. Nach der Devise „Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs in Preußen“ kurbelte er die Volkswirtschaft Preußens an. Dabei nutzte er bewußt die Wechselwirkung zwischen Rüstung und Wirtschaft aus. Ab 1725 war die preußische Armee auf keinerlei Einfuhren mehr angewiesen – im Gegenteil, er ließ sogar Uniformen nach Rußland liefern. Das „Preußischblau“ ist bis heute ein international bekannter Begriff. Regelrecht sensationell, aus dem unterentwickelten Preußen war ein Exportstaat geworden.

Vor Friedrich Wilhelm hatte es niemanden in Preußen gegeben, der einen Überblick über die staatlichen Gesamteinnahmen vorweisen konnte; kein Wunder, denn es hatten immer mehrere Institutionen noch mehr Hände aufgehalten. Dieser Zustand mußte natürlich auch sofort verbessert werden („Cito!“). Zunächst faßte er die Einnahmeverwaltungen zum Generalkriegskommissariat und zum Generalfinanzdirektorium zusammen. Doch da diese beiden gegeneinander arbeitend alle Staatseinkünfte möglichst für sich einzuverleiben versuchten, zentralisierte er Anfang 1723 auch diese zum „Generaloberfinanz-Kriegs- und Domänendirektorium“, kurz: Generaldirektorium. Präsident dieser höchsten Behörde: Friedrich Wilhelm I. Kam ein Staatsdiener zu spät, mußte er Strafe zahlen, versäumte er eine Sitzung, erhielt er sechs Monate kein Gehalt. Jeder mit Ausnahme der Offiziere, der nicht spurte, spürte Friedrich Wilhelms Buchenstock oder andere drastische Strafen. Einerseits selbst prügelsüchtig, verbot er jedoch, auf den Staatsgütern, den Domänen, die Bauern zu schlagen, so wie es bei den Junkern weiterhin

praktiziert wurde. Er schuf auch die Leibeigenschaft ab, wovon man in anderen Staaten noch träumte. Knechte gab es bald nicht mehr; es vollzog sich der Übergang zum Staatsbürger. „In Berlin ist kein Rang“, also kein Standesdünkel, dort ist selbst der König lediglich der „Amtmann Gottes“ und „großer Wirt“. Und für alle Bürger zusammen hatte es gefälligst nur eines zu geben: den Staat Preußen. Bereits 1711, als russische, polnische und dänische Truppen während des Nordischen Krieges (1700 – 1721) willkürlich durch neutrales preußisches Territorium, nämlich Hinterpommern, getobt waren, stand für Friedrich Wilhelm fest, daß zur Selbstbehauptung neben Sparsamkeit und Ökonomie eine starke Armee erforderlich ist.

Ähnlich wie zur Zeit des Großvaters Friedrich Wilhelms war Preußen immer noch in mehrere teilweise weit von einander entfernt liegende Teilstücke zersplittert: die Kurmark Brandenburg, die Neumark, Hinterpommern, das Herzogtum (Ost-) Preußen, Halberstadt, Magdeburg und der Saalekreis sowie die rheinisch-westfälischen Gebiete Kleve, Lingen, Tecklenburg und nicht zuletzt natürlich Minden, das seit 1953 Köslins Patenstadt ist.

Für die Verstärkung der Armee ohne Beeinträchtigung der Volkswirtschaft reichte die eigene Bevölkerungszahl nicht aus. Also ließ Friedrich Wilhelm seine Rekruten ab 1715 verstärkt im nichtpreußischen Reich und in den anderen Staaten Europas anwerben. Seine berühmte und belächelte Garde der „langen Kerls“ hatte nicht nur spleenigen Ursprung, sondern durchaus praktische Hintergründe. Die 62 Handgriffe und Wendungen an den 1,55 Meter langen Vorderladern konnte ein hochgewachsener Grenadier eben schneller bewerkstelligen, und im Bajonettkampf besaß er die größere Reichweite. Außerdem sollten die Hünen beim Vorrücken schockierend wirken.

Friedrich Wilhelm gilt als der Erfinder des stehenden Heeres und der Wehrpflicht. Diese wurde am 1. Mai 1733 eingeführt, zunächst noch nicht allgemein, sondern nur für die Besitzlosen. Das ganze Land wurde in Bezirke, sogenannte „Kantone“ gegliedert, aus denen nur ein bestimmter Kommandeur seinen Truppennachwuchs ziehen konnte. Schlagartig herrschte auch in diesem Bereich „Ordnung“, denn jeder wußte, woran er war; vorbei die wilde Rekruten-Anwerberei der Vorjahre. Man trug den blauen Rock des Königs stolz auch im recht langen Urlaub und sonntags die volle Uniform zum äußeren Zeichen, kein „unsicherer Kantonist“ zu sein. Andererseits konnte kein Offizier nur deshalb aufsteigen, weil er einen „guten Namen“ geerbt hatte. Zäh und listenreich schwor Friedrich Wilhelm auch „wie ein rocher von bronce“ (Fels von Erz) die seit Jahrhunderten unabhängigen Junker langsam, aber stetig auf Preußen ein.

Ein einziges Mal während Friedrich Wilhelms Regentschaft beteiligten sich preußische Truppen – für nur zwei Monate und nicht auf bis dahin preußischem Boden – an einer kriegerischen Auseinandersetzung, und zwar mit vollem Erfolg: Vereint mit den Russen, Sachsen, Dänen und Polen gegen die Schweden eroberte Friedrich Wilhelm von Rügen aus am 22. Dezember 1715 Stralsund zurück, nachdem am 7. Oktober 1713 bereits in Stettin preußische Verwaltungskontingente eingezogen

waren. Damit hatte er den Traum des Großen Kurfürsten erfüllt, denn mit diesem Sieg über die Schweden gehörten Stettin, das Oder-Peene-Gebiet sowie Usedom und Wollin endlich zu Preußen. Von der aufrecht-herzlichen Begrüßung durch seine neuen vorpommerschen Landeskinder nach dem Einzug in Stettin Ende Januar 1721 war Friedrich Wilhelm dermaßen angetan, daß er sie großzügig bewirtete und mit Gedenkmünzen nur so um sich warf – eine für ihn außerordentlich leichtsinnige Affekthandlung.

Jedes seiner Schlösser, in Berlin, Potsdam und Wusterhausen, besaß einen Rauchsalon, in dem regelmäßig das berühmte Tabakskollegium ablief. Dort konnte jeder, der Friedrich Wilhelms Vertrauen genoß, bei holländischer Tonpfeife und brandenburgischem oder Braunschweiger Bier offen mit ihm reden. Jeder bekam ehrliche Antworten. Das haben natürlich etliche Spitzel zunächst unbemerkt ausgenutzt, an der Spitze der Österreicher von Seckendorff. Zwischendurch spielte man Würfel- oder Brettspiele. Mit dem derben pommerschen General von Flanß wollte der König einmal Tocadille (Backgammon mit anderen Regeln) um einen Groschen pro Partie spielen. Der kannte jedoch seinen König: „Dat lat ick schön bliewen! Majestät werfen mi binahe de Würfel an den Kopp, wenn wi umsonst spielen und Sie verlieren. Wat wull et woll gewen, wenn ick mit Sie um Geld spielen möte?“ Typisch für den Charakter Friedrich Wilhelms war seine Nibelungentreue dem Kaiser gegenüber, obwohl der Österreicher ihn völlig mißachtete, ausnutzte und betrog. Dieser Preußenkönig war eben bar fast jeder Menschenkenntnis und damit der Fähigkeit zur Diplomatie. Erst 1735, am Ende des Polnischen Erbfolgestreits zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich, erkannte er, wie mies er gedemütigt worden war: „Der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks!“ Und Anfang Mai 1736, vier Jahre vor seinem Tod, wandte er sich seinem ältesten Sohn Friedrich zu und erklärte seherisch: „Hier steht einer, der mich rächen wird.“ Welch merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Ausruf seines Großvaters, des „Großen Kurfürsten“, nachdem diesen Europas Großmächte um das ihm zustehende Stettin betrogen hatten, obwohl er zuvor die damals weltberühmte schwedische Armee geschlagen hatte: „Aus meinen Gebeinen wird dereinst der Rächer entstehen!“ Beide Prophezeiungen sind wahr geworden.

Erst in den 1730er Jahren begann sich das bis dahin angespannte Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm und Kronprinz Friedrich – der König hatte ein „Söhne-Vierergespann“ neben sechs Töchtern – zu glätten. Das „Fritzchen“ hatte sich davor zum genauen Gegenteil des Vaters entwickelt: zart besaitet, die „Blitzfranzosen“ nachäffend, den schönen Künsten zugetan, das einfache Volk und die Soldaten ablehnend. Was hätte Friedrich Wilhelm in Bezug auf die Thronfolge Schlimmeres passieren können? Verständlich, daß er bald die Erziehung überzogen und folgerichtig, daß Friedrich immer konsequenter Gegenposition bezogen hatte.
Dieser berühmteste Vater-Sohn-Konflikt der deutschen Geschichte fand seinen traurigen Höhepunkt 1730 in der vereitelten Flucht des Kronprinzen und der Hinrichtung seines Freundes Leutnant Hans Hermann von Katte, der ihm dabei geholfen hatte.

Vieles Preußische steckt voller scheinbarer Widersprüche. Und so finden wir aus dieser Zeit höchster innerer Anspannung in dem Schlußsatz von Friedrich Wilhelms Order an das Militärgericht einen in unsere Ausdrucksweise übertragenen Beweis für die Größe dieses Preußenkönigs: „Wenn das Kriegsgericht dem Katte das Urteil spricht, soll ihm gesagt werden, daß es Seiner Königlichen Majestät leid täte; *es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme.*“ Dieser auch heute (be)merkenswerte Zusatz „veranschaulicht in erschütternder Weise jene moralische Kraft, aus der dieses Land, dieses gleich sehr zu hassende und zu liebende Preußen, erwuchs.“ (Theodor Fontane) .

Friedrich entging nur knapp demselben Schicksal; schließlich war er desertiert, und darauf stand die Todesstrafe. Er blieb in Küstrin verbannt, lesen durfte er nur noch die Bibel, das evangelische Gesangbuch oder die sechs „Bücher vom wahren Christentum“ von Johann Arndt. Zu Weihnachten des Jahres 1730 umhüllte bedrückte Traurigkeit das Berliner Schloß. Erst elf Monate später nahm Friedrich Wilhelm den Kronprinzen wieder in der Familie auf.

Nun zu den Themen Toleranz und Menschenrechte. So unfein, wie der Kaiser die deutschen Fürsten behandelte, so schäbig verhielt sich der Salzburger Erzbischof Graf Firmian gegenüber den Protestanten. 1728 hatte er sie plötzlich zu Ketzern erklärt und ihnen ihre Glaubensgepflogenheiten verboten. Friedrich Wilhelm, der seit Jahren in der Tradition seines Großvaters die französischen Hugenotten in Stettin, Königsberg und Potsdam unterstützt hatte, übermittelte dem Kaiser, „wenn der Salzburger Erzbischof mit seinen Verfolgungsexzessen fortfahren sollte, werden die evangelischen Fürsten und Stände (der Adel) solches ihre eigenen katholischen Untertanen empfinden lassen.“ Firmian verfügte daraufhin: entweder Bekennung zum römisch-katholischen Glauben oder Vertreibung. Jetzt bekundete Friedrich Wilhelm, wenn Firmian nicht zur Vernunft komme, dürften zukünftig im katholischen Dom der preußischen Stadt Minden protestantische Gottesdienste stattfinden.
Köslins Patenstadt stand also nicht nur zu Zeiten des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620 – 1688) und Friedrich des Großen (1712 – 1786) im allgemeinen preußischen Interesse. Durch die „Rosenschlacht bei Minden“ am 1. August 1759 (s. „Köslin-Kurier“ 41/2010, ab Seite 22) errang sie sogar damals weltpolitische und historische Bedeutung.
Leider konnte Friedrich Wilhelm die Angelegenheit wegen einer Erkrankung zunächst nicht weiter verfolgen. Der fromme Firmian hingegen trieb seine christlichen Glaubensbrüder um die Weihnachtszeit brutal aus dem Lande. Ob er zur selben Zeit von der Kanzel über den Leidensweg der schwangeren Maria mit ihrem Joseph aus Galiläa gepredigt hat?

Schnell griff Friedrich Wilhelm wieder ein, denn „bei Religionsbeschwerden sieht man sich überall im Reich nach dem König in Preußen um“. In dem Einwanderungspatent vom 2. Februar 1732 bot er den Salzburger Protestanten nicht nur Aufnahme in Preußen und seine Hilfe an, sondern stellte gleich einen kompletten

Hilfsmaßnahmenkatalog auf. Für den gläubigen Lutheraner Friedrich Wilhelm I. waren alle Einwanderer, welchen Glaubens auch immer, Kinder Gottes. Allerdings: Ihre Pflicht hatten sie gefälligst zu tun – und nicht zu „räsonieren".
Von nun an zogen lange Vertriebenentrecks von Süden nach Norden und dann nach Osten durch das Reich – ähnlich denen, die sich gut zwei Jahrhunderte später von Osten nach Westen und zahlenmäßig abgeschwächt weiter nach Süden schleppten. Über Berlin kamen die Salzburger nach Stettin, wo viele in Richtung Königsberg eingeschifft wurden. Die Handwerker landeten in den ostpreußischen Städten und die Landbevölkerung vor allem in den Kreisen Heiligenbeil und Balga, an den Masurischen Seen und bei Preußisch-Eylau. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms waren 322 Dörfer in Ostpreußen durch die Pest entvölkert und verödet, nach seinem Tod blühten rund 500 neu entstandene Ansiedlungen.



Friedrich Wilhelm I. mit 40 Jahren
Ölgemälde von Antoine Pesne

Die Religions- und Gewissensfreiheit hatte in Preußen nicht nur zur Zeit Friedrich Wilhelms I. hohe Priorität; Rassismus oder Nationalismus waren fremd.
Mit seinem Auftrag an Samuel Freiherr von Cocceji vom 1. März 1738, „dafür zu sorgen, daß ein beständiges und ewiges Landrecht geschaffen werde", was sein Sohn später in die Tat umsetzte, schuf er die Voraussetzung, Preußen zum ersten Rechtsstaat in Europa zu machen.
1716 hatte Friedrich Wilhelm bereits angeordnet, sämtlichen Rekruten des preußischen Heeres das Lesen und Schreiben beizubringen. Er war es also, der als erster die Armee zur „Schule der Nation" machte, bestand doch die überwiegende Mehrzahl der Europäer aus Analphabeten.

Mit seinem Edikt vom 23. Oktober 1717 schrieb Friedrich Wilhelm dann noch einmal Geschichte: Er führte in Preußen die Schulpflicht ein, wiederum eine revolutionäre Aktion. Das bedeutete nämlich, er mußte sie gegen den erbitterten Widerstand von fast allen Seiten – Minister, Adel, Kirchen und sogar Eltern – nahezu zwanzig Jahre lang erkämpfen, ohne sie fest installieren zu können. Das erreichte dann sein Nachfolger Friedrich II., genannt „Fritze zwo". Zum Vergleich: In Frankreich wurde 1880 und in Großbritannien erst 1884 die allgemeine Schulpflicht eingeführt – ein Jahrhundert später.

Obwohl Soldatennarr und Befehlshaber der seinerzeit besten Armee der Welt führte Friedrich Wilhelm keinen Krieg, denn er brauchte und wollte ja mehr Landeskinder, statt sie auf Schlachtfeldern zu opfern. Dieses verbot ihm auch seine natürliche christliche Gläubigkeit. In seinem politischen Testament ermahnt er wiederholt seinen Sohn, keine ungerechten Kriege zu führen. Selbst hierin war er seinen Zeitgenossen weit voraus, denn auch im 18. Jahrhundert genossen in Europa die wüstesten Eroberungsfürsten das höchste Ansehen und reservierten sich die meisten Plätze in den gedruckten Medien.
Friedrich Wilhelm war einer der bedeutendsten Heeresreformer der Weltgeschichte. Ihn aber in Anbetracht seiner gewaltigen innenpolitischen Aufbauleistung nur als „Soldatenkönig" zu bezeichnen, ist genauso ungenügend, als würde man seinen Nachfolger etwa nur „Flötenkönig" nennen.

In diesem Friedrich „den Großen" brachen erst nach rund 40 Jahren die überragenden Tugenden und Fähigkeiten sowohl seines Vaters als auch seines Urgroßvaters durch. Er gab 1758 nach der wegen seiner genialen Taktik siegreich beendeten Schlacht bei Leuthen, in die er trotz der großen Übermacht der Österreicher zuversichtlich gegangen war, weil „drüben keine Pommern" stünden, ein Urteil über seinen Vater, das keiner Ergänzung bedarf:
„Welch ein schrecklicher Mann! Aber auch welch gerechter, kluger und sachkundiger Mann! Sie können sich nicht vorstellen, welche Ordnung er in alle Verwaltungszweige gebracht hat. Kein Fürst erreichte ihn in der Fähigkeit, in die geringsten Einzelheiten einzudringen. Und er drang in sie ein, um, wie er sagte, alle Teile der Staatsverwaltung auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Nur durch seine Sorgen, seine unermüdliche Arbeit, seine von peinlichster Gerechtigkeit erfüllte Politik, seine große und bewundernswerte Sparsamkeit und die strenge Manneszucht, die er in dem von ihm erschaffenen Heer einführte, nur dadurch sind meine bisherigen Leistungen ermöglicht worden."

Es ist wahr: Aus einer Länderansammlung machte Friedrich Wilhelm den straffsten, modernsten und leistungsfähigsten Verwaltungs-, Wirtschafts-, Militär-, Agrar- und Wohlfahrtsstaat seiner Zeit. Ohne das revolutionäre Denken und Handeln Friedrich Wilhelms I. wäre Preußen nicht zur unabhängigen europäischen Großmacht mit Vorbildcharakter aufgestiegen. Während seiner Regentschaft war übrigens die Bevölkerungszahl Pommerns von 250 000 auf rund 350 000 gestiegen.
Vergessen wir in der Würdigung von „Preußens größtem inneren König" nicht seinen Lieblingstrinkspruch, denn auch der gibt zu denken: „Auf Germania teutscher Nation! Ein Hundsfott, der's nicht von Herzen meint!"

Sogar die letzten Tage Friedrich Wilhelms I. verliefen so wie sein nur 52 Jahre währendes Leben: in größtmöglicher Konzentration. Drei Tage vor seinem Tod schilderte er dem Kronprinzen die Gesamtsituation Preußens, obwohl er bereits im Jahre 1722 sein politisches Testament verfaßt hatte. Friedrich hörte neben anderem, daß er niemandem in Europa trauen und daher die Armee nicht vernachlässigen sollte, aber auch keinen leichtsinnigen, ungerechten Krieg anfangen dürfe. Friedrich Wilhelm hatte, selbstverständlich, seine eigene Beisetzung vororganisiert, bis zur letzten Munitionskugel für den Salut. Am Dienstagmittag, den 31. Mai 1740, berlinerte er laut: „Tod! Ick jraule mir nich vor dir." Gegen 14 Uhr verschied er mit den geflüsterten Worten: „Herr Jesus, dir leb' ich, dir sterb' ich. Du bist mein Gewinn."

Später vermerkte sein Sohn, der, wie er selbst betonte, seine innen- und außenpolitischen Erfolge ohne die vorausgegangenen staatsmännischen Glanzleistungen des Vaters nicht hätte erringen können: „Er starb mit der Gelassenheit eines Philosophen und der Demut eines Christen. Bis zum letzten Augenblick bewahrte er eine bewundernswerte geistige Haltung, ordnete eines großen Staatsmannes gemäß seine Hinterlassenschaft und verfolgte wie ein Forscher den Verlauf seiner Krankheit. Triumphierend schaute er dem Tod ins Auge.“



Nordseite

Köslin

–

die waldumrauschte Perle

Marktplatz

–

das lebendige Herz



Ostseite mit der Schloßkirche, im Hintergrund der Gollen

Literatur

Johann Ernst Benno
Die Geschichte der Stadt Coeslin von ihrer Gründung bis auf gegenwärtige Zeit
Verlag C. G. Hendeß, Köslin, 1840

Unser Pommerland
Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat
Sonderheft Stadt und Kreis Köslin, Heft 11/12,
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, 1931

Franz Schwenkler
Köslin
Die siebenhundertjährige Geschichte einer pommerschen Stadt und ihres Kreises
Minden, HKA Köslin und HKA Köslin-Bublitz, 1966

Wolfgang Venohr
Der Soldatenkönig
Revolutionär auf dem Thron
Frankfurt/Main / Berlin, Ullstein, 1988

Wikipedia

Impressum

Herausgeber:	Köslin e.V., Minden Spendenkonto: DE29 1009 0000 5192 7720 03 BIC: BEVODEBB
Redaktion, Entwurf:	Detlef Schwenkler, Hamburg
Satz, Druckvorbereitung:	mediamor – Agentur für Werbung und Medien, Cuxhaven
Herstellung:	Druckerei Risius, Weener
ISSN:	1611 – 5570

2019

Alle verwendeten Fotoabbildungen stammen aus den privaten Archiven der einstigen Bewohner der Stadt Köslin, der reproduzierte Kupferstich und die Zeichnung sind der Monatsschrift „Unser Pommerland“ entnommen.

Das junge Preußen auf dem Weg zum fortschrittlichsten Staat Europas

Herausragende, in die Zukunft weisende Anordnungen Friedrich Wilhelms I. von 1709 bis 1738:

- Als **Kronprinz** revolutionierte er ab 1709 das gesamte preußische Heerwesen.
- Als **König** verschlankte er ab 1713 radikal den Staatsetat einschließlich der Verwaltung, Justiz und Finanzen,
- kurbelte er die Volkswirtschaft Preußens an und schuf aus dem unterentwickelten Land einen Exportstaat,
- schaffte er die Leibeigenschaft ab und machte aus Knechten preußische Staatsbürger,
- erfand er das stehende Heer und ordnete 1716 an, allen Rekruten das Lesen und Schreiben beizubringen, machte also die Armee zur „Schule der Nation“,
- führte er 1717 zuerst die Volksschulpflicht und dann die allgemeine Schulpflicht ein,
- schwor er die seit Jahrhunderten unabhängigen Junker auf Preußen ein,
- führte er 1733 die Wehrpflicht für die Besitzlosen ein und
- legte er 1738 den Grundstein zur Einführung des „Allgemeinen Preußischen Landrechts“ durch seinen Nachfolger Friedrich II., was Preußen zum ersten Rechtsstaat in Europa machte.

